

C H R. O E L B E R G

AN DER WOLGA

E-10

308

**MOSKAU
Z - V - V**

1930

E-10

308

Chr. OELBERG

An der WOLGA

ERZÄHLUNG

Г.П.Б-на обяз. экз.
Лнгр. 1930 г.
Акт № 2-1119

Moskau

ZENTRAL-
VÖLKER-
VERLAG

1 9 3 0

81-3
808

Главлит № А 71993

Заказ № 1266

Тираж 6000 экз.

ЦЕНТРАЛЬНОЕ ИЗДАТЕЛЬСТВО НАРОДОВ СССР
Шлюзовая набережная, 10.

Von der Redaktion.

Sie sind arbeitsam, die deutschen Bauern, genügsam, und haben harte Schädel: wenn die sich etwas in den Kopf setzen, führen sie es auch aus.

„Zeigt, daß ihr Deutsche seid...!“ — Und sie legen sich ins Zeug; düngen den Boden mit ihrem Schweiß, und halten durch.

Sie haben harte Schädel, und es braucht immerhin einige Zeit bis sie etwas begreifen — bisserl langsam und schwerfällig. Wenn sie aber erstmal etwas als richtig erkannt haben, dann gibt es auch kein Zurück mehr.

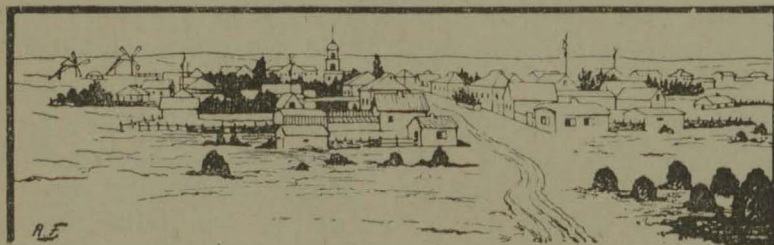
Sie lieben den Boden, dem sie in harter Arbeit die Früchte ihres Fleißes abringen — und sie verlassen das Stück Erde nicht gern, das ihnen Heimat geworden; früher nicht, als ihre Ernte noch fremde Scheunen füllte und der Erlös in des Herrn Sack klimperte — noch viel weniger jetzt, wo sie die Herrn sind. Mag auch noch nicht alles so sein, wie es soll. Mögen die nur ruhig ins „gelobte Land“ ziehen, sich die Finger verbrennen, die da nicht selber zupacken wollen. Es weht Morgenwind!

Ringsum im Land brandet Arbeit auf: Fünfjahrplan, Kollektivisierung, Mechanisierung der Landwirtschaft! Weg mit der alten Qual, der knochenzermarternden Schinderei! Es weht Morgenluft... He Brüder... in die Sielen!

„Ein neues Leben bauen wir... unsere Zukunft!“

Und es setzt sich einer von ihnen hin, erzählt — etwas langatmig, etwas umständlich — wie es früher war, von alter, beinahe schon vergessener Schufferei unter der

Herrn Joch, von Betrug und Gemeinheit, vom Krieg und wie es langsam hell wurde, taghell, und man erkannte — hier steht der Feind, den muß man an der Gurgel packen... Und er erzählt auch, wie aus dem, was jahrelange gemeinsame Arbeit, gemeinsame Qual zusammengesetzt die Gewißheit einer glücklicheren Zukunft erwächst.



I.

Wenn der Wolgadeutsche mit einem Fremden zusammentrifft, so fragt er zunächst einmal: „Wo seid Ihr her, wo wollt Ihr hin, was treibt Ihr?“ Ohne die Beantwortung dieser Fragen stopft er sich nicht seine Pfeife aus dem Tabaksack des andern, gibt sich nicht groß mit ihm ab. Ohne befriedigende Antwort setzt er sich nicht neben ihn, um vielleicht ein vertrauliches Gespräch mit ihm anzufangen. Immer hübsch der Reihe nach — man muß doch wissen, wen man vor sich hat. Ist dann aber die erste Neugier befriedigt, so findet das Erzählen kein Ende. Das und jenes wird aus dem Gedächtnis hervorgekramt, über gute und schlechte Zeiten wird gesprochen, und oft endet das Gespräch mit dem Stoßseufzer, wie doch die heutige Jugend so ganz anders sei, als die Buben und Mädels in der „guten alten Zeit waren.“ Und wenn Du, lieber Leser, mit einem Alten zusammensitzt, so wird er Dir von seiner Jugend erzählen und anschaulich schildern, wie die Kinder doch in „Zucht und Ehren“ erzogen wurden. Da gab's nichts weiter, als gehorchen — oder den Stock.

...Kamen die Alten zu Hause in der vordersten Stube zusammen und fingen zu erzählen an, so hieß es gleich:

„Kinder, geht 'nüber in eure Stube, ihr braucht nicht zu allem das Maul aufzusperren.“ Und wir gingen hinüber in die kleine Stube. Dort brannte nie eine Lampe. Da setzten wir uns im Dunkeln ans Fenster und betrachteten den „Mann im Monde.“ Wir guckten so lange, bis wir ganz deutlich sahen, wie der „Mann im Monde“ Holz hackte. Dann wurde es uns langweilig. Wir stellten uns an den Ofen und petzten*) einer den andern. „Auwijatsch“ wurde da geschrieen, wenn wir am weichen Fleisch gepetzt wurden. „Kinder, — rief dann die Großmutter oder der Großvater — seid nicht so laut, sonst kommt der Bettstock!“ Aus Respekt vor den Alten und noch mehr aus reiner Furcht vor dem Stock wurden wir alle mucksmäuschenstill. Doch darauf schlichen wir uns zur Tür, sahen durch das Schlüsselloch, oder versuchten zu horchen. Da hörten wir denn so allerhand ergötzliche Dinge: „Wo die Kabaken noch waren, wo unsere Kabak beim dicke Herdt war, wo die erste Fuhr Frucht in die Kabak gebracht wurde — Fässer sind da leergesoffen worden! Dann aber packte**) man sich. Ja, ja, die Alten waren doch viel stärker als die Jungen. Kricksen***) sind das!“

Alle wurden still und ließen die Köpfe hängen, als ob sie die Kraft ihrer Rasse eben in das Grabloch gesenkt hätten...

„Hi-hi-hi“ lachte plötzlich der rotznäsige Lexander los.

„Kinder, der Stock kommt!“ drohte die Mutter.

„Heute war wieder ein Skandal in der Gemeinde — erzählte ein anderer weiter und unterbrach die Stille. — Na das war ein Skandal, das will ich gesagt haben. Jeder sollte seinen Kandidaten zum Vorsteher vorschlagen. Als die Reihe an den alten Meinhardt kam, meinte dieser:

*) petzen : kneifen.

**) packen : ringen.

***) Hausgrille oder Heimchen

Der alte Vorsteher solle erst einmal sagen, wo das Geld für den Pfaffen-Heuschlag hingekommen sei. Eher wähle er nicht, — schrie der alte Meinhardt, — bevor er nicht wüßte, was mit dem Heuschlag geworden, den die Gemeinde versteigert haben wollte, wähle er einfach nicht.

„Du bist gestraft um einen Rubel!“ — rief der Obervorsteher.

„Hier ist der Rubel, aber ich will wissen, ob die Gemeindebeschlüsse befolgt werden müssen, ob der Obervorsteher?..“

„Du bist noch einmal gestraft um einen Rubel!“ — rief der Obervorsteher schon ganz ärgerlich.

„Hier ist der Rubel, aber laßt mich ausreden...“

„Hi-hi-hi“ lachte da wieder der Lexander. Er war eben ein so verrückter Balg. Immer hat er zu allem gelacht. Nun kam aber die Großmutter mit dem Bettstock.-Karwatsch, karwatsch gings los. Wir hatten aus früheren Erfahrungen heraus das Gewitter schon kommen sehen und zum Schutze unseres edelsten Körperteiles vorsorglich dicke Hosen angezogen. Trotzdem wir die Hiebe nicht fühlten, wurde doch ein mächtiges Geschrei erhoben. Großmutter war denn auch fest davon überzeugt, daß jeder sein Teil Schläge abgekriegt habe. Siegesbewußt kehrte sie zu den Gästen zurück, die schon längst auf ein ganz anderes Thema übergegangen waren. Flugs horchten wir wieder und bekamen grausliche Geschichten zu hören. Wie der „Leibhaftige“ in verschiedenen Gestalten herumläuft und Menschen quält. Wie er sich auf das unschuldige Vieh stürzt und damit seine Possen treibt, dann aber vom Kalbs-David einmal gefangen wurde. — Mit der linken Hand wären die Geister überhaupt leicht zu fassen, nur müsse man sich dabei nach links umdrehen. Nach rechts umdrehen helfe nicht.

Da wurde uns aber gruslich. Flugs sind wir dann ins Bett geschlüpft und haben uns bis über die Ohren zuge-

deckt. Von den weiteren Erzählungen hörten wir an diesem Abend nichts mehr.

Wenn aber mal die Jungen zusammenkamen, mußten wir in der mittelsten Stube zwischen beiden Oefen sitzen. Da war es so dunkel, daß sogar der Mond nicht zu sehen war. Die Jungen hatten Mitgefühl mit uns und riefen: „Kinder, macht euch Pläsier!“

Das gefiel natürlich der Großmutter nicht und sie schrie uns an: „Kinder, seid nicht so laut!“

Da wir in der Mitte saßen, wußten wir ganz gut, daß wir mit unserem Lärm das Treiben der Jungen für die Alten unhörbar machen sollten. Und da wir für die Jungen viel übrig hatten, kamen wir diesem auch getreulich nach. Dem kleinen Lexander banden wir ein Fußbänkchen an und spielten: „Gäulchen fahren!“ Der Dreikäsehoch rutschte denn auch in der Stube herum und machte dabei einen ordentlichen Lärm. Wir aber drückten das Ohr an die Tür und an das Schlüsselloch, um ja kein Wort zu verlieren, was die Jungen erzählten. Natürlich entging uns auch nicht, was die Alten sprachen.

„Der Betbruder Fried hat den Nachtnebel*). Gegen Abend sieht er nichts“ — erzählte man sich. „Der Kälber-Philipp, ein rechter Halunke, begegnete ihm auf dem Steppwege, hielt an und fragte um Feuer. „Ich rauche gar nicht,“ — sagte der Alte. Ein Wort hin und eins her, das Gespräch ging los. „Kennt Ihr auch den Betbruder-Fried?“ „Ja“, sagte der Alte, ohne merken zu lassen, daß er es selber sei. Da hat der Kälber-Philipp losgelegt und alle Sünden des Alten aufgezählt. „Und sagt dem Alten — rief er aus — wenn er nicht anders würde, so hole ihn der Teufel doch noch. Grüßt ihn mir und richtet aus, er soll sein Gesinde nicht so unmenschlich behandeln! Er bekomme einmal solch eine Vergeltung, daß er Jahr und Tag daran kurieren müsse.“

*) Nachtnebel: Augenschwäche, Nachtblindheit.

— „Kinder, ihr seid ja so still. Wie kommt denn das? Wenn ihr schon einmal ruhig sein sollt, kann euch kein Teufel halten. Kriegt ihr aber mal Freiheit, so macht ihr keinen Gebrauch davon. Nehmt lieber ein Handtuch, bindet einem von euch die Augen zu und spielt Blindekuh.“

Wenn dann unser Lärm recht groß war, ging's auch drüben im kleinen Stübchen los. Durch das Schlüsselloch haben wir oft zugesehen, wie dort „Kitzele, kitzele unterm Dach“ gespielt wurde. Da wurde gewettet, wer von den Frauen das Kitzeln aushalten könne, ohne zu lachen. Die Mannsleut machten sich mit dem größten Eifer an dieses angenehme Geschäft. Manches Mädels verzog keine Miene, manches aber hat gequiekt, wenn der Bursch' über das Schienbein an den Schenkel kam.

„Kinder, was lacht ihr dort? Geht lieber auf den Hof und fahrt Schlittchen. Den Lexander legt doch ins Bett!“ „Still! — rief jemand, als das Kerlchen protestieren wollte, — sonst ruf ich einen Russ' herein. Der wird dich in den Sack stecken.“ Schon war Lexander still. Ein bißchen schluckte er ja wohl noch, ließ sich aber durch den Zuruf beruhigen: „Russ', bleib draußen, der Lexander schläft!“ Und schließlich schlief er denn auch ganz friedlich ein.

In der Schule war für uns ebensowenig zu hoffen, wie bei unseren Leuten. Als ich das erstemal in die Schule kam, gab mir der Schulmeister ein neues Halstuch.

„Willst du auch fleißig lernen?“ fragte er. Auf meine bejahende Antwort sprach er zu mir: „Gib aber acht, denn wenn du faul bist, nehme ich es dir wieder weg.“

Nun ging das Lernen los. Einen Winter hab ich beim „A“ gegessen. Dann kam das A-Be-ab. Während dieser Zeit war das schöne Halstuch schon lange dreckig und zerrissen.

Zurückgenommen hat es der Schulmeister nicht — und ich bin beim A-Be. . . sitzengeblieben. Wie das so kam? Das weiß ich bis heute noch nicht. Gerade gegenüber haben die kleinen Leser gesessen. Die mußten lesen, stillsitzen, beten und dann — weiter stillsitzen. Wenn sie an die Stelle kamen, wo es hieß: „Er war ein Sohn. . .“, da wollte jeder lesen. Das hat mir auch immer gefallen. Und doch mußte ich bei dem verfluchten A-Be-ab sitzen bleiben. Weiter vorne im Zimmer saßen die großen Leser. Die mußten auch immer lesen und dann stillsitzen. Schließlich haben sie des Schulmeisters Kühe getränkt, den Stall ausgemistet und dann wieder gebetet. Bei den Großen und den Kleinen war das Vorsagen arg im Gebrauch. Die guten Leser sagten vor und die, welche bald an die Reihe kamen, lasen nach. Die anderen haben währenddessen Schnecksel gespielt oder von Säufußknochen Schnurringer gemacht. Diejenigen, welche der Schulmeister dabei trappierte*), bekamen Hiebe wie die Tanzbären. Wenn alle recht maßleidend**) waren und die Uhrzeiger wie angenagelt standen, dann nahm der Schulmeister einen Stock und schlug den Takt. Das ganze hungrige Volk hub so laut zu lesen an, daß die Wände des Schulhauses beinahe in die Lage der Mauern von Jericho kamen. Ein Kapitel nach dem andern wurde so heruntergelesen. Dabei bekamen die ihr Traktament, welche das Vorige vergessen hatten oder noch nicht an der Reihe waren. Wenn jeder so sein Teil bekommen hatte und aus des Schulmeisters Küche der Duft von dem in der Pfanne bratenden Oel in unser Zimmer zog, dann war der Unterricht aus. Das hat den Schulkindern natürlich arg gefallen. Es war auch zu schön, wenn das

*) trappieren: antreffen, erwischen.

**) maßleidend: verstimmt, müde.

gritschelnde*) Schulmeister-Oel Pflanz**) verbreitete. Mit einem Satze waren alle auf der Schwelle und mit einem zweiten auf der Straße.

Ich ging dann gewöhnlich erst einmal in den Kuhstall, um nachzusehen, ob mir nicht ein Teufel meine Säuborsten und Gäulshaare gestohlen habe. Die hatte ich dort versteckt, um mir zu Weihnachten Feiertagsgeld zu machen. Für was sollte ich denn sonst auf die Musik gehen? „Da hast du 3 Kopie, besauf dich aber nicht“ — sagte gewöhnlich mein Vater am ersten Weihnachtsmorgen zu mir. Die Musik war eben mein Steckenpferd. In der Schule habe ich es nicht weit gebracht, Musik versäumte ich aber niemals.

Jahre danach kam ich in die russische Schule. Da sollte ich was Gescheiteres lernen. Was ich da im Deutschen lernte, das war die Grammatik. Wenn sie auch russisch geschrieben war, ich habe sie doch auswendig gelernt. Es reimte sich ja alles so schön: Bank-Bänke, Banken, Schrank-Schränke, Schranken usw. Als ich aber schon aus der Schule war und erst im Spiegel meinen Schnauz***) betrachten konnte, da kam einmal die alte Mattäusen zu mir. — So und so, hin und her, — schreib mir einen Brief. Ich habe ihn denn auch geschrieben, daß mir die hellen Schweißtropfen auf der Stirn standen. Dann wusch ich mir die tintigen Finger und schrieb unverdrossen weiter. „Jung! sagte die Alte — hast in der russischen Schule gelernt und kannst nicht mal einen Brief schreiben.“ Dann brummelte sie noch: „Ich will nur gehen, sonst geht mir mein Teig fort, ehe du drei Zeilen geschrieben hast.“ Sie ging denn auch mit einem leisen Kopfschütteln weg und ließ mich

*) gritscheln: zischen.

**) Pflanz: Geruch, auch Gestink.

***) Schnauz: Schnurrbart.

mit dem Bewußtsein zurück, daß es eben mit dem A-Be-
ab doch nicht genug sei. —

* * *

Hübsch liegt das deutsche Dorf da mit seinen schönen geraden Straßen. Die Quartale sind eins wie das andere und jedes hat vier Ecken. Dabei ist das Dorf aber gar nicht viereckig. Es ist eher rund, so wie eine Baßgeige oder ein netter Nudelkuchen. Ja, gerade so wie ein Nudelkuchen. Wenn unsere Mutter Käsnudeln machen wollte, dann mandelte sie einen Klumpen Teig so auseinander, bis er schön rund wurde. Nun schnitt sie ihn mit einem Messer in Stücke. In der Mitte gabs schöne Vierecke, am Rande aber Dreiecke, halbrunde oder formlose Zipfel. Die hiessen Schnittlagen. Die Vierecke wurden wie ein Briefsack zusammengepetzt und Käsmatte hineingewickelt. Die Schnittlagen bekamen für gewöhnlich die Kinder und die Katz'. Und nun stellt euch mal so einen zerschnittenen Nudelkuchen vor. Genau so sieht der Plan eines deutschen Dorfes aus. Mitten im Dorfe sind schöne viereckige Hofplätze. Vorne an den Wänden und Toren kann man sehen, wie weit jede Wirtschaft geht. Man sieht's sogar, wenn eine Hofstelle von zwei Brüdern bewohnt wird. Tor, Türchen, dann eine dichte Wand — das ist die Fassade eines Bauernhofes.

Drunten aber oder droben, hinten oder neben und noch irgendwie werden die äußersten Quartale genannt die den Schnittlagen ähnlich und nicht viereckig sind. Hier sind ganz bestimmte Wirtschaften, oft bestimmte Geschlechter. Das sind neue Hofstellen, die noch nicht ausgebaut sind. Da wohnen Leute, die nicht in die Kirche gehen, um in ihrer armseligen Kleidung nicht verspottet zu werden. Ihre Hofstellen sehen kahl aus und haben keine Umzäunung. Allmählich werden sie aber umzäunt und dann werden die Quartale viereckig. Diese Leute

haben die Ordnung so gerne, daß sie sich ohne dieselbe unglücklich fühlen. Da wollen wir mal beispielsweise den Gurkenjakob nehmen. Der bekam seinen Platz hinten bei den Lehmlochern. Auf die Ecke stellte er das Haus. Nach einem Jahre baute er den Stall. Das Holz langte auch noch zu Tor und Türchen. Mehr konnte der Jakob aber nicht machen. Er mußte die Ausführung weiterer Pläne auf später verlegen. Wie konnte aber jetzt der Platz einem Viereck ähnlich sehen, wenn erst eine Seite in Angriff genommen, sozusagen erst eine halbe Linie gezogen war? Trotzdem hat der Jakob alle Ordnung durchgeführt, wie jeder Mann im Dorfe. Sonnabends kehrte er seine Straße, die Kreuzgasse wurde aber nie gefegt. Danach wusch der Jakob seinen Kopf, den übrigen Körper aber nie. Wenn die Frau abends sagte: „Jakob, geh und riegle das Tor zu, es ist besser, wenn der Riegel vorliegt“ — dann riegelte Jakob treu und brav Tor und Tür zu. Wenn alles hübsch verriegelt ist, kommt kein Mensch auf den Hof — auch wenn noch gar kein Zaun dasteht.

Wenn die Straße immer säuberlich gekehrt ist, wächst kein Gras darauf. Doch die Kreuzgasse ist schön grün und an den Rändern angenehm blumig. Hier wuchern Kletten, Brennesseln und anderes Unkraut. Hier weiden Ferkel und anderes Viehzeug, das auf dem Hofe nicht geduldet wird und dem es auf der Straße zu rein ist.

Und so ist es im ganzen Dorfe. — Drunten, droben, mitten und überall. Dabei besteht ein himmelhoher Unterschied zwischen den Leuten in den viereckigen und denen in den andern Quartalen. So groß ist der Unterschied, daß sie sich wie zwei Klassen gegenüberstehen. Die eine vermeidet ängstlich mit der andern in Berührung zu kommen. Da war einmal der Budekarl. Der hatte ein Mädchen, das gerade nicht eine von den schönsten war. Bei der wollte es mit der Heirat nicht so recht klappen. „Das eine Ei ist von Kreide, das wird nicht

ausgehoben“ — sagten böse Zungen. Das Mädcl hatte sich mit dem Jungen des Bakuer David behängt und mußte heiraten. Mit der Alten gings ja noch so einigermaßen, der Alte aber wollte aus der Haut fahren. Unter keinen Umständen war er einverstanden. Schließlich mußte er aber doch, um nicht Ostern vor Weihnachten kommen zu lassen. „Heirate“ — sagte er, „aber laß mich in Ruhe. Ich gehe nicht auf die Hochzeit und komme auch nie zu Dir zu Gast.“ Der Alte wurde denn auch wirklich vor der Hochzeit krank, danach aber fix wieder gesund. Der Schwiegersohn war ein sehr geschickter Mensch, der Alte aber unversöhnlich. „Unser Stamm hat mit dem Eck noch nie zu schaffen gehabt und will auch in der Zukunft nichts mit ihm zu tun haben. „Das war seine ständige Redensart und dabei blieb er auch. Der Schwiegersohn ließ sich denn zu guter Letzt nicht mehr blicken — Blutsfreundschaft konnte die zwei Enden nicht zusammenbringen.

So gehts auch mit dem Stamm. Die deutschen Namen sind „prostoi“: Wolf, Ochs, Müller usw. Nun haben sich aber die Deutschen in hundertfünfzig Jahren so vermehrt, daß es in jedem Dorfe von Wölfen, Ochsen, Müllern und so weiter nur so wimmelt. Da probiere mal einer, den Bürger Friedrich Lang aufzusuchen. Sein Lebtag wird er ihn nicht finden. Aber frage den ersten Bürger, der dir auf der Straße begegnet: „Wo wohnt denn Langs Scharfer?“ „Hier im Gäßchen“ — wird die schnelle Antwort lauten. Um sich voneinander zu unterscheiden, bekommt also jeder seinen Beinamen. Der ist im Kirchenbuche nicht zu finden, dafür aber in den Gemeindebüchern. Hier prangt er sogar in einer besonderen Rubrik. Da bleibt er solange stehen, bis ein anderer Name den Betreffenden deutlicher kennzeichnet. Bei der Kirche wohnen Johanns Gottfried, Vorstehers Johann, der dicke Arnhold und andere. Weiter ab finden sich Schlachters

Adam, Hankarnels Jörgheinrich und so weiter. Ganz am Rande, in den Schnittlagen hausen Kälberhirts, Zickepenners, der Musikant und Brasiliers. Es ist doch schön, wenn man weiß, mit wem man's zu tun hat! Jeder findet sich leicht zurecht und die Beinamen bleiben oft über den Tod hinaus behalten.

Manchmal wird der Namen aber gewechselt, zum Beispiel: Säuhirts David heißt Säuhirte David, sein Bruder aber Soldat. Das kam so: Eigentlich hat der alte David die Säu gehütet. Der Junge aber nicht, er wohnte nur auf dem Stammplatz. Der zweite Sohn war bei den Soldaten, dann in Amerika und kam mit Geld in der Tasche zurück. Alt-Vorstehers-Fritz hingegen war der Sohn eines gewesenen Vorstehers und hatte solange gesoffen, bis der Knüppel beim Hunde war. Geld müßte er haben. Säuhirts Jüngster hatte Geld, hatte seine dreieckige Hofstelle aber am Schmiedengraben bekommen. Die zwei jungen Männer, der eine mit dem ekligen Beinamen und ziemlich viel Geld, der andere mit schönem Namen und leerer Tasche, fingen denn eines schönen Tages miteinander zu handeln an. Sie wurden sich über Haus, Hof und alles andere einig. Sogleich sind auch die Namen verschwunden. Säuhirte kann man neben der Kirche nicht gebrauchen und Vorsteher da unten am Schmiedengraben noch weniger. So wurde der Säuhirtessproß Soldat genannt, der Vorstehers-Sprößling aber Artikel. Und das deswegen weil er in der Schule nie den dritten Artikel auswendig lernen konnte. Jeden Morgen fragte der Schulmeister: „Fritz, der dritte Artikel?“ Fritz fuhr sich aber bei der Erklärung stets fest. Daran hätte man nie mehr gedacht, wenn Fritz nicht an den Schmiedengraben gekommen wäre.

Ueberhaupt sind die Dörfler im Namengeben große Künstler. Jochens Johann sein Johann ist schon alt geworden, ehe er einen weltlichen Namen bekam. Sein

Name war doch ziemlich lang und oft gabs Irrtümer. Da hat ihn der Büttel gerufen, dort bekam er einen andern Brief, dann sollte er zweimal Schulden bezahlen. Immer mußte nachgesucht und die Sache wieder gutgemacht werden. Ein passender Name wurde aber immer noch nicht gefunden. Da starb eines Tages dem Johann die Frau und er wollte ein zweites Mal heiraten.

Wenn Johann auch nicht viel hatte, so war er dafür desto wählerischer. Er mußte unbedingt einen Kastenschlitten haben, um zu seiner Braut zu fahren. Lange ging er bei den glücklichen Besitzern eines solchen Vehikels bitten, hatte jedoch kein Glück. Seine Freierei zog sich bis zum Frühjahr hinaus und immer war noch kein Schlitten zu seiner Verfügung. Unverdrossen suchte er weiter. „Ach Herr Jesses — sprang oft der Hausvater ans Fenster, — Jungens, Jochens Johann sein Johann kommt an. Der sucht gewiß wieder den Kastenschlitten. Sagt ihm, der linke Lauf ist aufgespalten. Er kann sich von Moskau was bringen lassen.“ Und so mußte der Johann manchen Menschen ansprechen, ehe er endlich zu einem Kastenschlitten kam. Bis es endgültig Frühling wurde, hatte der Johann glücklich seine Frau, dazu aber auch einen schönen Beinamen: Schlitten-Johann.



II.

Schaf david, so wurde er im ganzen Dorfe genannt, weil er Zeit seines Lebens die Schafe hütete. Nur im Kolonieamt wußte man seinen vollen Namen. Dort war er im Familienbuche und im Vertrage eingeschrieben. Im Leben hieß er eben Schaf david.

Er war von hoher, dürrer Gestalt. Auf dem Kopfe saß zu jeder Zeit eine alte Mütze von ehrwürdigem Alter. Da bewahrte er seinen Tabaksack, Stahl, Stein und Schwamm auf, weil in seinen Hosen und den anderen Kleidungsstücken keine Taschen waren. Die Hose war ein Prachtstück und bis zur letzten Möglichkeit ausgebeutelt. Man konnte auch nicht so recht sagen, ob es eine dunkle Hose mit hellen Flickern oder eine helle mit dunklen Flickern war. Das Hemd wies Flickern in allen Regenbogenfarben auf. An kalten Tagen zog der Schaf david noch ein Stück „gesteppten Benschak“ *) an, dessen Herkunft überhaupt nicht mehr zu bestimmen war. Seine Füße waren immer unbekleidet und ähnelten Knorren. Die Fußsohlen aber glänzten wie Stahl und waren so abgehärtet, daß sie jedem spitzen Stein widerstanden.

*) Benschak : wattierte Jacke.

Wenn der Schafdauid in Gedanken versunken vor seiner Herde stand, hatte er eine verblüffende Aehnlichkeit mit den Scheuchen auf den Arbusenfeldern, welche die Vögel verscheuchen sollten.

Kein Mensch nahm aber daran Anstoß. — Hirten sind doch nun mal arme Leute und können keine besseren Kleider tragen. Schöne Kleidung wäre für sie soviel, als ob man einer Sau ein Halsband umbände. — Keiner konnte und wollte sich den Schafdauid anders vorstellen. Es konnte sich auch niemand die Herde ohne den Alten denken. — Die Schafe sind da, um Wolle und Fleisch zu liefern, der David aber ist da, um die Herde zu hüten. —

Der Schafdauid dachte aber ganz anders. Er bekam das Hüten so satt, daß es ihm zum Halse heraushing. Eine Frau hatte er, die ihm das Essen zusammenkochte und die Hose flickte. Da hatte er noch zwei Jungens. Die halfen ihm hüten, bekamen dafür aber keinen Lohn oder irgend etwas anderes. Die Viehbesitzer bewiesen manchmal ihre „Christenpflicht“ mit kleinen Geschenken. — „Da, Sohnche, hast ein Stückchen Kalatsch. Geb nur acht, daß unser Vieh nicht abkommt!“

Das hat den Jungen arg gefallen, denn Kalatsch haben sie gar zu gern gegessen. Der Alte hatte auch nichts dagegen und meinte immer: — Müßiggang ist aller Laster Anfang. — Und so mußten die Jungens eben hüten helfen.

Jetzt waren sie schon herzhafte groß geworden und konnten tüchtig schaffen. Sie sollten was Ernsthaftes anpacken — aber was nur? Der Schafdauid hatte sich das schon oft durch den Kopf gehen lassen. Zeit stand ihm ja genug zur Verfügung. Schließlich faßte er einen bestimmten Gedanken und spann ihn hartnäckig aus. — Wenn er einen Gaul hätte, so würden die Jungens schon etwas fertig bekommen. Die Mutter könnte das Regiment führen, sie würden Tabak, Kartoffeln, Kraut und

noch manches andere anbauen. Das wäre ganz was anderes, als immer so herumzuleiern. Bei den Leuten dienen sollten die Jungens nicht. Knecht sein, ist ein sauer Stück Brot. Er hat sein Leben lang gedient und es oft genug empfunden, wie man einen Knecht beim schlimmsten Wetter hinausjagen und ihm die schwersten Arbeiten aufbürden kann. Immer muß er schaffen, Tag und Nacht, ohne Ende. Das sollten seine Jungens denn doch nicht. Er will noch einige Jahre Schafhirt bleiben, bis sie stark genug sind. Dann dankt er ab und hilft ihnen mit. Bis dahin können die Jungens Gemüse stecken, Futter und Brand beifahren.

So hatte er seine Rechnung sauberlich aufgestellt und gesehen, daß die Einnahmen verstärkt werden könnten, wenn nur ein Gaul da wäre. Dazu mußte er aber Geld haben, und das besaß er nicht.

Im Dorfe wohnte ein Mann, der immer Bargeld hatte. Zu dem ging der Schaf David und brachte mit Hängen und Würgen sein Ansuchen hervor. — Er brauche Geld, um ein Gäulchen zu kaufen. Die Jungen würden groß und müßten doch etwas schaffen. Land hätte er genug. Die Kerle sollten doch nicht bis ins Mannesalter ohne bestimmte Profession herumlaufen. Auch könne er ja nicht bis ans Grab Schafe hüten. —

Weber war ein Mann, der jederzeit bereit war, Notleidenden zu „helfen“. Seine Frau behauptete sogar, daß er die gute Stunde selbst sei, oft seine Familie vergäße und das Letzte hergebe. Aber gerade in diesem Momente konnte Weber nicht helfen. — Mit dem besten Willen nicht. Keine Kopeke wäre im Hause aufzutreiben. Vielleicht später einmal. —

David wußte, daß Weber nie auf den ersten Anhieb herausrückte. So ging er denn sogar halbbefriedigt nach Hause, denn an den Redensarten des Weber hatte er merken können, daß was loszukriegen sei. Am Sonnabend

würde er noch einmal hingehen. Es ist doch ein zü schöner Gedanke, das mit dem Gaul. So lange wünscht er sich einen und nun steht er dicht vor der Erfüllung seines Wunsches. Eifrig arbeitete der Kopf des Schafdauid. — Am Sonnabend hat der Weber gewiß Geld und wird geben. Am Sonntag gehts dann auf den Markt. — Den Alten hats im ganzen Körper gekribbelt, wenn er daran dachte.

Am Sonnabend ist der Schafdauid früh aufgewacht, aber es wollte ewig nicht Tag werden.

„Jungens, habt ihr noch nicht ausgeschlafen?“ fragte er die Kinder schon zum zweiten Male.

„Es dauert dir wohl zu lange, bis du dem Weber im Garn liegst?“ brummte die Frau. Danach schlief sie unbekümmert wieder ein.

Als nun nach langem Warten endlich der Morgen da war, hatte David seinen Süßholzteet bald ausgelöffelt und ging schnurstracks zum Weber.

„Gut' Morgen, Gut' Morgen“ meinte Weber freundlich. „Ihr kommt früh, Vetter David, doch auch heute habe ich kein Geld.“ Dann setzte er in leicht vorwurfsvollem Tone hinzu: „Keiner will zurückzahlen.“

„Ich werde zahlen“ ...

„Gott behüte und bewahre, Vetter David. Das war nicht von Euch gesagt. Ich weiß, daß ihr ein braver Mann seid. Drum tuts mir so besonders leid, daß ich euch nicht helfen kann. Mich dauern die Jungens. Die wollten doch gewiß eine Stute, damit es Füllchen gibt und vielleicht ein Hengst großgezogen wird. Ja, die Jungen. Ich sehs an meinen.“

David machte ein Gesicht, daß man schon von weitem seine innere Qual darauf lesen konnte. Gerade die Jungens waren es, die ihm dauernd in den Ohren lagen mit ihrem: kauft einen Gaul. Sie hatten schon lange ein „Rabbel“ beigebracht, ums dem Gaul umzubinden....

„Wißt ihr was, Vetter David? Ich habe unlängst eine Stute aus reinem Pläsier gekauft. Die kann ich entbehren.“

„Was soll sie denn kosten?“

„Hm... wenn ihr bares Geld hättet, wären wir bald einig. Aber betrachtet sie doch erst einmal. Und wie wollt ihr denn bezahlen, wenn ich so fragen darf?“ Schaf David staunte ihn mit großen Augen an.

„Ich will euch einen Rat geben, Vetter David. Steckt meinen Hausgarten neben dem alten Kirchhof mit Tabak, um die Hälfte für euch, euren Hausplatz um die Hälfte für mich. Dann leg ich die Stute ganz billig, auf den Herbst zu bezahlen.“

David stotterte: „Wieviel?“

„Fünfzig Rubel. Besser kann ich sie nicht anbieten.“

Schaf David konnte kein Wort reden. Er hatte ja schon gehört, daß der Weber unverschämt sei und sich alles doppelt bezahlen lasse. Aber das ging ihm denn doch zu weit. Er war ja gerne bereit, Opfer zu bringen. Das Fell ließ er sich aber doch nicht über die Ohren ziehen.

„Besinnt euch, Vetter David. Jede Sache muß überlegt werden, wem was Rechtes werden soll. Gerne gebe ich ja die Stute nicht her. Ich tu's nur deinen Jungen zuliebe, weil es doch so ordentliche Junge sind“...

„Es ist zu viel. Die Stute ist doch kaum fünfundzwanzig Rubel wert. Und noch so viel Tabak. Zwei ganze Hausgärten! Das gibt ja noch einmal eine Stute. Ich muß also für drei Stuten zahlen!“

„Na, wenn ihr so rechnen wollt. Alles was recht ist — die Stute ist unter Brüdern ihre fünfzig Rubel wert. Besonders auf den Herbst. Da zahlt man leichter fünfzig, als jetzt fünfundzwanzig Rubel. Also seid ihr mir fünfzig Rubel schuldig, wenn ihr die Stute nehmt. Ja? Und diese tragen doch Prozenten? — Gut. — Um die Hälfte macht für mich einen Hausplatz aus. Also müßt ihr einen hal-

ben Tag ackern, einen stecken und einen einernten. Das sind doch nur drei bis vier Tage Arbeit und macht an Geld drei oder vier Rubel. Euch bleiben noch die Stengel und der Geiz. Da können die Jungens noch was verdienen. Sind das hohe Prozenten? — Ja? Wenn ich euren Jungen nicht einen Gefallen tun wollte, würde ich gar nicht mehr weiter sprechen. Jeder, dem so etwas angeboten wird, würde mit allen zehn Fingern danach greifen.“

David wußte recht gut, was Preise sind. Aber was wollte er machen. Andere Bedingungen gibts keine und David will die Stute haben. Er urteilte nicht mehr, ihn beherrschte nur der Gedanke — ich will einen Gaul, weil die Jungens einen Gaul haben wollen. —

So schlug er denn ein.

* * *

Schaf David hatte nun einen Gaul. Dafür bekam er auch recht viele Sorgen. Im Frühjahr begannen sie. Er besaß keinen Pflug, keine Egge, keinen Wagen. Wenn er mit jemand „zusammenackern“ wollte, so waren die Bedingungen zu schwer. Immer sollte sein Land bis zuletzt bleiben. Ist aber der Boden schon ausgetrocknet, so schwindet auch die Hoffnung auf eine Ernte dahin. Er konnte nicht auf die gestellten Bedingungen eingehen, weil jeder ihn nur ausgebeutet, aber nicht geholfen hätte.

Da kam ihm das alte Sprichwort in den Sinn. „Gleich und gleich gesellt sich gern.“ Er suchte also seinesgleichen, um zusammenzugehen, miteinander zu arbeiten, und ohne die Hilfe der reichen Bauern auszukommen. Gleiche waren bald gefunden. Es waren der Penner-Adam und der Brunnen-Sepp. Der eine hatte noch einen deutschen Wagen vom Vater her, der andere besaß einen eisernen Pflug. Aber jeder hatte nur ein Pferd. Sie hatten für den Weber zu ackern und ihren Krautgarten im Salpe-

tereck, das für jedes herannahende Lebewesen mit dem Himmel zugemacht war.

Der Schafdauid, der Penner-Adam und der Brunnen-Sepp paßten gut zusammen. Insgesamt waren es drei Männer, die Frauen, drei Jungens, drei Pferde. Das genügte, um mit einer kleinen Bauerei fertig zu werden.

Zuerst wurden die Zaunstücke geackert, um den Weber loszuwerden. Dann folgten die Hausgärten und zuletzt die Krautgärten. Der heiße Frühling trocknete das Land so aus, daß es beim Ackern Schollen gab, die größer als ein Pflugrad waren. Manchmal wollten die Kracken den Pflug nicht einmal mehr ziehen. Doch Sepp und der kleine David, des Schafdauids Davidja waren starke Jungen. „Hopp“ riefen sie, zerrten den Pflug weiter und knallten mit der Peitsche. So gings bis alles Land umgeackert war. Das Eggen ging schon bedeutend leichter und verlangte weniger Kraft. Die alte Egge wurde mit grünen Ruten umbunden, gut verkeilt und ins Wasser gelegt, bis sie verquollen war. Der kleine David ging mit einem Hammer hinter der so remontierten Egge her. Wenn sich ein Zinken von der Arbeit drücken wollte, bekam er einen Schlag auf den Kopf, daß es nur so schallte. Penner-Adams Adamchen war der Reitersmann. Er führte die Egge. Die Frauen besorgten die Pflanzen und brachten sie auf den Acker. Penner-Adam hackte die Löcher und der kleine David und Sepp gossen in jedes Loch Wasser. Das brachten sie in einem alten Teerfasse aus dem Teiche herbei. Adamchen legte dann in jedes Loch eine Pflanze. Die Frauen standen den ganzen Tag gebückt, weil sie die jungen Tabakpflanzen in die nasse Erde stecken und das Loch zuscharren mußten. Nur die grünen Pflanzenspitzen guckten noch aus der Erde heraus.

In der kleinen Gesellschaft mußte jedes nach seinen Kräften eine bestimmte Arbeit leisten. Das ging auch

wunderschön und Friede und Eintracht herrschte in der Genossenschaft. Der Schaf David stahl sich manchmal von seiner Herde weg und hatte seine helle Freude an der Arbeit.

Die gute Einteilung der Tätigkeit und der Eifer ließen die Arbeit bald bewältigt sein.

Dann kam das Nachstecken. Die Hitze war so stark, daß das schollige Land bald austrocknete. Die jungen Pflänzchen fanden keine Feuchtigkeit mehr. Sie fingen an zu welken. Nur hier und da streckten sich die kräftigsten hoch über die Schollen hinaus. Immer und immer wieder wurde nachgesteckt, doch das Feld blieb schwarz. Die glücklich angewachsenen Stauden fielen auch um — der Wurm hatte sie abgenagt. Die Hoffnung auf eine Tabakernte war dahin. Das ganze Sinnen richtete sich nun auf die Krautgärten, denn die Kartoffeln versprachen eine schöne Ernte.

Aber eines schönen Tages war auch diese Hoffnung zerronnen. Die Säue hatten in der Nacht alles verwühlt.

Und das kam so: des Betse-Dicker Säue (eine ganze Tabun) waren durchgebrochen und aufs Salpeterdeck gelaufen. Dort ließen sie keinen Strauch unversehrt. Ehe Betse nach den Tieren sah, war schon nichts mehr zu retten. Passieren konnte ihm gar nichts. „Hütet Eure Kartoffeln oder macht die Gärten zu!“ Das war der Richterspruch, der auf die Klagen der Geschädigten folgte.

Die Genossenschaft ließ die Köpfe hängen. Sogar die Jungens waren nicht mehr munter und fidel. Sie liefen bei den Pferden herum oder besuchten den Schaf David mit seiner Herde. Was sollten sie auch treiben?

Die Alten zerbrachen sich den Kopf, um einen Ausweg zu finden. Geschehen mußte etwas, denn der Weber forderte zum Herbst die Begleichung der Schulden.

* * *

„Wollen fortziehen“ — meinte eines Tages der Peter. „Wir gehen an die „Blauen Berge“. Dort können wir vielleicht noch so viel verdienen, daß wir den Weber loswerden und nicht zu hungern brauchen. Auf den Utschassen *) ist doch immer Verdienst. Vielleicht war dort auch die Ernte gut. Was sollen wir denn noch hier?“

Niemand hatte etwas dagegen. Alle trugen den Gedanken mit sich herum. Nur wollte ihn keiner zuerst aussprechen. Jeder wartete, ob der andere nicht etwas Besseres raten würde. Nun war die Sache aber entschieden. Der Penner-Adam nahm die Jungens mit in den Wald, holte Stöcke und baute ein Zelt (Kibitka sagte er) über den Wagen. Die Frauen wuschen, flickten und machten aus alten Fetzen Säckchen, um gedörrte Speisevorräte aufzubewahren. Der Schafdauid ging in das Koloniamt und kündigte seinen Dienst.

Der Vorsteher und all die Männer im Gemeindehaus wußten vor Erstaunen nicht, was sie sagen sollten. — Der Alte will die Schafe nicht mehr hüten! Fortziehen will er? — Wenns geheißen hätte, die Sonne stehe still, so wäre ihnen das glaubhafter vorgekommen, als daß der Schafdauid nicht mehr Hirt sein wollte. Keiner konnte sich eben die Herde ohne den David vorstellen.

David legte den Ringstock und die Peitsche — seine Werk- und Ehrenzeichen — die Gemeindegut waren, auf den Tisch. Dann lief er eiligst hinaus, um seine Rührung nicht zu zeigen.

„Wir müssen morgen fahren!“ — sagte Sepp eines Abends.

„Ei no“ — meinte der alte David. Somit war der Beschluß der zweiten Beratung bestätigt. Nun ging das Zusammenräumen los, um am nächsten Morgen nicht

*) Utschaß: Gut

lange suchen zu müssen. Die zwei Kleinsten, der Fried und der Adam, stritten sich darum, wer vorne sitzen und die Peitsche halten dürfe. Sie losten, rästelten und zerrten am Peitschenstiel, kamen jedoch zu keiner Entscheidung. „Na, du Großer — sagte endlich der alte David vorwurfsvoll. Da wußte Fried Bescheid und ließ die Peitsche los. Adamchen steckte sie sorgfältig unter das Kopfkissen, um sie am Morgen gleich bei der Hand zu haben.

In der Frühe bewegte sich der Zug durchs Dorf. Ein großer und ein kleiner Wagen mit Zelthütten darauf. Drin saßen die Frauen und Kinder mit den armseligen Habseligkeiten. Der Sepp ging voran, die zwei Alten hinten nach. Das Ziel waren die „Blauen Berge.“ Gegen Mittag hielt der Zug an einem Brunnen. Hier tränkten sie die Pferde und liessen sie grasen. Dann gings weiter.

Gegen Abend wurde Rast an einem Teiche gemacht, um die Nacht zu verbringen. Die Pferde wurden an lange Stricke gebunden, damit sie nicht weglaufen und doch grasen konnten. Die Kinder lagen im Wagen, die Alten legten sich darunter. Vorher wurde aber erst gegessen. Die Wagendeichsel wurde mit dem Bogen in die Höhe gespannt, an die Koppelkette ein Kessel gehängt und ein prächtiges Feuer angezündet. So kochte der duftigste Steppentee, mit dem ein Stück Salzbrot hinuntergespült wurde.

... Ein Tag verging nach dem andern. Endlich kamen die „Blauen Berge“ in die Nähe, aber Arbeit war für unsere Wanderer nicht zu finden. Sie fuhren weiter in die Steppe hinein — überall war dasselbe. Von den Kosaken wurden sie freundlich aufgenommen, erhielten Weidemöglichkeit für die Pferde und für sich Brot und Fleisch. Nirgends jedoch fanden sie Arbeit. Also gings immer weiter ins unbekannte Gebiet.

„Und wenns bis nach Omsk geht, — meinte Sepp, — aber zurück fahren wir nimmer.“

Die Lage wurde immer ernster. Wo sollte der Winter verbracht werden? Die größte Sorge hatte die Sepp-Familie: die Anna war nämlich guter Hoffnung. Wie oft hatten sich die beiden jungen Leute nach Kindern gesehnt — immer war es vergebens. Und jetzt, wo es soweit war, kam es so ungelegen.

Endlos dehnte sich die Weite. Soviel man auch die Pferde antrieb, kein Dorf war zu sehen. Bis zur Stadt waren es über acht Tage Reise.

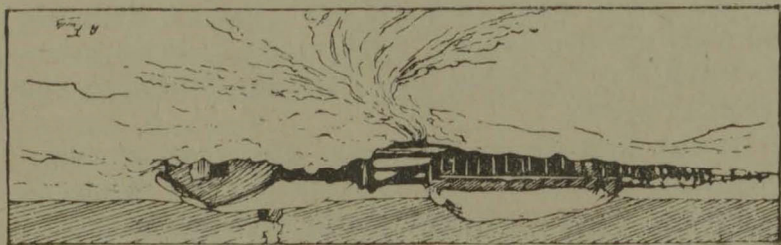
Aber Anna konnte nicht mehr warten. So wurde denn bei einem großen Heuhaufen angehalten. Die Männer unterhöhlten ihn und stellten so eine Art geräumige Hütte her. — Auf weichem Heubett kam der erste Sprößling der Brunnensepp-Familie zur Welt. Des Vaters Hemd, der Mutter „Unterstock“ vom Hemd — das waren die Hüllen, welche das Kind gegen die rauhe Luft der Kirgisensteppe schützen sollten.

Am dritten Tage ging die Reise weiter. Nach Omsk, um dort für den Winter Arbeit zu suchen. Auf dem Wege trafen unsere Wanderer ein Haus an, das vereinsamt in der weiten Kirgisensteppe zu stehen schien. Doch war es nicht verlassen. Zwei Hunde kläfften die Herannahenden an und in einem Liman waren Pferde zu sehen.

„Wollen hier anhalten und füttern. Vielleicht kann man wieder mal mit einem Menschen sprechen?“

Ein Kirgise kam angelaufen, es war der Pferdehirte. Die Unterhaltung verlief schlecht und recht. Deutsch, kirgisisch und russisch wechselten in buntem Durcheinander ab, doch war die Sprache der Stummen die verständlichste. Eines verstanden alle. Das Gut gehörte einem Manne namens Bondan, der in Omsk wohnte und hier Viehzucht treiben wollte. Er suchte Leute, die sich ansiedeln und das grenzenlose Gut ausnützen wollten.

Das war endlich eine gute Botschaft und die Gesichter hellten sich auf. Es war eine Hoffnung, welche die Angst vor dem herannahenden Winter schwinden ließ. Der kleine Wagen wurde abgeladen und Sepp und Adam fuhren nach der Stadt. Sie wollten Bondan aufsuchen, um alles in Ordnung zu bringen. Die andern richteten sich irgendwie ein und warteten nun auf gut Glück.



III.

Der Bondan war nicht leicht zu finden und den beiden kam es schwer an. Zu Hause konnten sie jedes Kind fragen, wo der Weber wohnt — da bekamen sie sofort Bescheid. Aber hier hieß es nur immer: „ne snai.“

Penner-Adam war aber hartnäckig und handelte nach dem Worte: „Wer sucht, der findet.“ Haus für Haus klapperten sie ab und vergossen dabei manchen Schweißtropfen.

„Da kann auch der Teufel Bescheid geben“ — brummte Adam vor sich hin.

„Hier wohnen ja mehr Menschen als Sterne am Himmel. Und einer ist immer reicher als der andere. Guck nur mal was für Häuser! Gegen die ist der Weber doch nur ein Schlucker.“

Endlich haben sie ihn aber doch gefunden, den Herrn Bondan. Der empfing sie auch recht freundlich und sprach mit ihnen deutsch. Unsere beiden kamen sich nach all den Mühseligkeiten schon fast wie geborgen vor.

Bondan stellte seine Bedingungen in freundlichem und gewinnendem Tone, so daß sie gar nicht recht zur Besinnung kamen. Sie hörten vor allem, daß sie für Bondan

um die Hälfte bauerieren, und als Vorschuß, Kartoffeln und Mehl erhalten sollten. Auch wollte er ihnen Inventar, Pferde aus der Tabun und Holz zur Errichtung von Gebäuden geben.

Da war nicht viel zu überlegen. Sie waren Familienväter, hungrig und fast bloß, schutzlos dem Winter in der großen, einsamen Kirgisensteppe preisgegeben.

„Schreibt, wir sind einverstanden.“ Das war alles, was sie sagen wollten; das war alles, was sie sagen konnten.

Nun gings eilig an die Rückfahrt, um den andern die frohe Botschaft mitzuteilen.

„Wir brauchen keine Diskussionen, wenn der kalte Winter vor der Tür steht“ — meinte der alte David. Und damit war die Sache erledigt.

Es konnte auch wirklich nicht mehr länger gesäumt werden. Birken wurden gefällt, Rasen ausgestochen, Türen und Fenster aus der Stadt geholt. Bald war ein Haus nach Steppenart hergestellt. Auf kahler Erde Rasenwände mit einem Erddach darüber. Im Dach war ein Rauchloch, das mit einem aus Birkenreisern geflochtenen und mit Lehm beschmiertem Deckel zugelegt wurde. Ein arschinhoher Rasenhaufen stellte den Herd vor. Es war ja keine Zeit mehr, Lehmsteine zu machen und eine Feuerstätte nach gewohnter Art zu setzen. Man mußte das Obdach fertiggestellt haben, ehe der grimme Winter hereinbrach. Auch war noch Burjan *) zu mähen und Brot aus der Stadt zu holen. Der alte David wollte unbedingt noch schwarzackern. „Sonst kriegen wir die Kruste nicht kaputt im Frühjahr“ — war sein stetes Mahnen.

Herr Bondan war immer hilfsbereit. „Sagt nur, was ihr braucht und richtet euch ein. Ihr seid doch Deutsche und solltet mal zeigen, was man aus einer öden Steppe machen kann!“

*) Burjan: Verschiedene hochwachsende Unkräuter.

So setzten sie alle Kraft daran, um recht viel und gute Arbeit zu leisten. Der alte David kramte dabei oft in seinem Sprichwörterschatz herum. Sehr beliebt war bei ihm jetzt: „Wer sich die Nase abschneidet, der schimpiert sein Gesicht.“

„Ja — ja, — meinte der Sepp, — und mit Speck fängt man Mäuse.“

Bald sandte der Norden seine eisigen Winde. HUUU — heulte es draußen, und die große Familie scharte sich dicht um die Feuerstelle. „Ssss“ — kam ein kalter Wind zum Dache hinein. Schnee fiel in die Flammen und wollte sie zum Verlöschen bringen.

„Schnell, Jungens! Rauf aufs Dach! Legt den Deckel fest und ein Wagenrad darauf!“

Nun lag der Deckel hübsch auf seinem Platze und nur eine ganz schmale Ritze ließ den Rauch abziehen.

„Adam, sieh doch mal nach, was die Jungens bei diesem Wetter so lange draußen machen.“

„Jungens!“ schrie Adam hinter der Tür. „Jungens! Ju-n-n-gens!“

„Hier! Wir finden die Tür nicht!“

„Hier!“

Das war ein Wetter, wie sie es noch nicht erlebt hatten.

Dem kleinen David war ein Ohr erfroren und nun rieb er es eifrig mit Schnee. Dann wurde er wieder vergnügt.

„Omske, Tomske, kaltes Loch —

Wär ich nur am Karman noch . . .“

deklamierte Adamchen und klopte mit den Händen im Takte auf die heiße Asche.

Anna lag auf einem Heubett und wärmte mit ihrem Körper das kleine Steppenkind. Sepp hielt eine Bastmatte über das Feuer, um seine Familie wärmer einzuhüllen.

„Sepp, ich glaube das Kind stirbt“ sagte Anna.

„Gott behüte und bewahre“ — rief die alte Kathrinlies. — Wenn das Kind stirbt, wie soll es denn in den Himmel kommen? Es hat doch noch keinen christlichen Namen! Sepp, mach schnell Wasser, wir wollen dem Kinde wenigstens die Nottaufe geben.“

„Ach was, das Kind wird nicht sterben! — Sepp hatte gar keine Lust, eine Nottaufe vorzunehmen. — Der Kirgise ist doch auch nicht getauft — wie soll denn der in den Himmel kommen?“

„Halt dein Maul! Ihr seid eben Mannsleut und euch herzt und schmerzt nichts!“

Mach Wasser. Vorgesorgt ist besser als nachgesorgt.“

Um allen Streit zu vermeiden, füllte Sepp eine Schüssel mit Schnee und stellte sie aufs Feuer.

„Fertig!“ rief er, als der Schnee geschmolzen und das Wasser warm war.

„Was jetzt, Kathrinlies?“

„Taufen! David, du bist der Aelteste, du mußt taufen.“

„Ich?“

„Na gewiß doch du!“

„Ich weiß aber gar nicht, wie man das macht. In der Kirche war ich herzewenig und da habe ich meistens noch geschlafen.“

„Dann du, Adam!“ Der wollte auch nicht so recht.

„Du mußt es tun, hast doch in der Schule ziemlich weit oben gesessen“.

„Das ist doch aber schon lange her. Ich habe nie daran gedacht, Schulmeister zu werden und habe doch keine Uebung in solchen Sachen“ — wehrte sich Penner-Adam immer noch.

„Sepp, dann mußt du selbst dran“ — seufzte Kathrinlies.

„Tauft doch ihr, Wes Kathrinlies,“ — winkte der ab.

„Na hast du denn schon mal eine Frau gesehen, die Schulmeister oder Pastor ist? — wetterte die Alte los. — Es ist eine Sünde und Schande, daß die Männer so

gleichgültig sind, — flennte die Alte in ihren Tuchzipfel.
— Wie soll denn das Kind nur in den Himmel kommen?“

„Gevatterin! — meinte Bärbel, die Frau des Adam.
— Es bleibt weiter nichts übrig, als ihr müßt vorsagen.
Der Alte muß nachbeten und taufen.“

„Ja, warum soll ich denn beten können? Ich kam gerade so wenig in die Kirche wie ihr alle. Ich weiß nur, daß Wasser auf die Stirne geträpfelt und dabei gebetet werden muß.“

Einer sah auf den andern, als erhoffe er die rettende Lösung.

„Gott sei uns Sündern gnädig. Das Kind bleibt wirklich ohne Taufe... Her! Ich sage vor.“

David machte ein ernstes Gesicht, nahm das Kind auf den linken Arm und ließ mit der rechten Hand Wasser auf die Stirne des Kindes träufeln. Das machte mit seinen Fäustchen wunderliche Bewegungen und krächte los.

„So sag doch vor...“

„Bete was du kannst.“

Endlich hatte David den Taufspruch herausgeholt und dem Kinde den Namen Alexander gegeben. „Fertig!“ rief er nach dreimaligem Beträufeln erleichtert aus.

Die Alte lamentierte, daß der Taufspruch so kurz gewesen sei und gewiß die Hälfte vergessen habe. Sie wollte unbedingt noch ein Vaterunser dazu haben.

„Ei, no, dann legt die Hände zusammen,“ brummte David.

„Vater unser, der du bist in deinem Reich und die Kraft... Halt, noch einmal von vorne — Vater unser, der du bist im Himmel und auf Erden... Ist wieder falsch! Das Vaterunser, dachte ich in meinem Leben nicht zu vergessen, denn das ist mir doch mit unheimlich viel Prügeln eingepägt worden. Nu' ist es aber doch fort. Wer kann das Vaterunser? Niemand! Ei dann gehts auch so.“



Nachher krochen alle still in die Betten. Die Jüngeren hätten gar zu gern gelacht, das würde aber die Wes Kathrinlies arg verdrossen haben.

Die konnte sich noch immer nicht beruhigen. Sie konnte doch in ihrer Jugend so viele hübsche Gebetchen und nun kann sie nicht einmal mehr das Vaterunser. Das war ihr doch zu schandenmäßig.

Allmählich schlief einer nach dem andern ein. Nur die Alte brummelte noch im Schlafe: „Heiden...“ So sachte begann ein Schnarchkonzert und mischte sich mit dem Heulen des Windes, der jaulend um das Haus fuhr.

Der Sepp blies ganz fein wie eine Flöte, der Adam schmetterte wie eine Posaune. Der Schaf David hielt den Baß. Von Zeit zu Zeit ließ einer der Schläfer einen Wind streichen.

* * *

Mühsam krochen die Tage dahin und die langen Nächte machten den Winter unendlich, ja unverträglich. Es war nichts zu tun, was die Zeit verkürzt hätte. Die notwendige Arbeit war gar zu bald getan. Von den Jungen wurden die Pferde besorgt, die Frauen bereiteten das kärgliche Essen. Die Kinder holten Burjan, machten kleine Bündel davon und unterhielten ständig das Feuer.

Nur für die Alten blieb keine Arbeit.

„Ich werde verrückt, — klagte Adam, — wenn der Winter nicht bald zu Ende ist.“ Um wenigstens etwas die Zeit zu kürzen, nahm er Birkenreiser und begann Besen zu binden. Das machte er schon viele Tage lang so.

„Wozu sollen nur die vielen Besen? Hast ja schon mehr als hundert“ — sagte Bärbel.

„Ja, was soll ich denn nur treiben? Könnte ich nur schlafen wie der Vetter David“ — entgegnete Adam.

„Wart nur, bis du so alt bist wie ich. Dann wirst du schon schlafen können. Ich mache bald die sechste

Null voll und man hat mir doch so wenig Ruhe gelassen. Sei froh, daß du noch nicht so alt bist.“

Endlich kam der Frühling doch. Der Schnee fing an zu schmelzen und die Schneestürme blieben aus. Die Jungen ließen sich nicht mehr im Hause halten. Die Männer holten von Bondan aus der Stadt Wagen, Pfüge, Eggen und anderes Gerät und waren nun vollauf beschäftigt. Die Pferde wurden angespannt und eingefahren. Es war jedesmal ein großer Lärm, wenn ein Pferd Sprünge machte und sich durchaus nicht bändigen lassen wollte. Groß und klein saß im Schlitten, hielt sich mit beiden Händen fest, um bei den stürmischen Fahrten nicht herauszustürzen. Alles war munter und vernügt und tobte sich nach der langen Gefangenschaft gründlich aus.

Sie riefen sich auch nicht mehr mit den alten Beinamen, weil die so sachte vergessen wurden. Schaf David wurde Vetter David, dann alter David und schließlich strackweg Alter. Zuletzt nannte man ihn nur noch „Vadder“. Sein David hieß Kleiner oder Junger und zuletzt David. Penner-Adam wurde allmählich älter und sein Sohn junger Adam gerufen.

Besonders gut bekam der Frühling dem kleinen Stepsohn. Anna nahm ihn oft auf den Arm und setzte sich vor dem Hause in die Sonne, um sich an dem Treiben zu erfreuen und das Kind an der Luft erstarken zu lassen.

Als das Erdreich trocken war, gings an die Arbeit. Es war viel, sehr viel zu tun. Immer versteckte sich die Sonne eher, als die geplante Arbeit zu Ende war. Es mußte viel Aussaat gemacht, ein ordentliches Haus mit Nebengebäuden errichtet werden.

Die Zeit verging im Nu. Gerade vor der Ernte kam Bondan angefahren, um sich seine Leute anzusehen. Er bewunderte die Hofstelle, die ganz nach Karmänner Art eingerichtet war, und lobte den Fleiß seiner Arbeiter.

„Ihr könnt hier noch reich werden, — meinte er. — Schreibt doch Briefe an eure Freunde. Wenn ihr es nicht könnt, so schreibe ich für euch. Schreibt, die Leute sollen kommen, Land ist genug hier.

„Wir werden schreiben“ — sagte Adam.

„Aber warum habt ihr nur ein Haus gebaut? Ihr seid doch drei Familien.“

„Wir wollen zusammenbleiben. Bei uns gibt es keinen Streit, weil jeder nach seinen Kräften arbeitet. Ein großes Haus kommt doch billiger zu stehen und ist auch leichter zu unterhalten.“

„Hm... — brummte Bondan, — tut was ihr wollt. Doch braucht ihr an meinem Bauholz nicht zu sparen. Schafft nur weiter und beweist, daß ihr Deutsche seid.“

Nach gründlicher Besichtigung der Pferde und der Aussaat fuhr dann der Herr Bondan wieder in die Stadt zurück.

Im nächsten Winter saß die große Familie schon in einer geräumigen Stube am warmen Ofen. Alle waren seelenvergnügt. Sie hatten ja nun alles. Satt waren sie und saßen warm. Jeder Mannskerl ging in „kisneter“ Hose und „nankernem“ Hemde. Jede der Frauen besaß einen Rock aus „Kirgisenquint“ und eine blaue „Kofta“. Es sah ganz so aus, als ob erster Weihnachtstag sei.

Vadder meinte aber, daß Weihnachten noch weit wäre. Der Kalender wurde nämlich von ihm besorgt. Der war vom Sepp geschrieben, aber seine Verwendung lag in der Hand von Vadder. Oben an der Türschwelle waren mit Oelfarbe sieben große Buchstaben geschrieben. Bevor sich der alte David morgens wusch, nahm er ein Stück Kreide und kreuzte einen Buchstaben von links nach rechts. Wenn er den letzten Buchstaben gekreuzt hatte, meldete er: „Morgen ist Sonntag.“ Schon fingen die Frauen gründlich mit Scheuern an. Dabei wurden auch die Kreidestriche mit abgewaschen und die sieben geheim-

nisvollen Buchstaben sahen wieder rein und munter auf die Diele hinunter.

Den Mannsleuten, vom halbgetauften Sander an bis zu Vadder, wurden die Köpfe gewaschen und solange gekämmt, bis keine einzige „Nuß“ mehr zutage kam. Dann nahmen die Männer das „Balwiergeschirr“*) zur Hand. Am andern Morgen war alles wie gelect, die Männer glänzten wie der Mond.

„Vadder — sagte Anna, — Vadder, es geschehen Wunder. Guckt nur, wie alles glitzert. Gerade so wie bei reichen Leuten. Nur der Staat**) fehlt noch. Wenn wir noch einen Haussegen und eine Bibel hätten, dann wäre es wie bei ordentlichen Leuten. Die Mannsleute kriegen glatte Schnäuze und euer Haar wird grollich***) in der Anke.****)“

„Fräbzig und faul“ — brummte Adam.

„Vadder, — quälte Anna weiter, — warum habt ihr zu Hause keinen Kalender gehabt?“

„Das war dem Schulmeister seine Sache. Wenns zu Vieruhr geläutet hat, da wußte man, daß morgen Feiertag ist.“

Eines Tages brachten die Mannsleute einen Brief mit aus der Stadt. Alle setzten sich um den Tisch und Sepp mußte laut vorlesen.

„Da ich eine schöne Gelegenheit habe, an euch zu schreiben, so nehme ich die Feder in die Hand und schreibe einen Brief über Wasser und Land. Der Brief soll fliegen über Berg und Tal, und soll er euch grüßen viel Tausend Mal. Einen Gruß und Kuß der Liebe an dir, lieber Schwager David samt deiner Frau und Kinder und alle, wie ihr im Hause

*) Rasierzeug.

**) Staat: Feiertagskleidung.

***) grollich: lockig.

****) Anke: Nacken.

seid. Und noch einen herzlichen Gruß und Kuß an dir, liebe Schwägerin mitsamt deinen Kindern und alle, die ihr im Hause seid, von uns, euren Schwager und Schwägerin. Gleich im Anfange unseres Briefes wollen wir euch bekannt machen, daß wir noch alle schön gesund sind, welche Gesundheit wir euch auch wünschen, vom Grund unseres Herzens. Jetzt wollen wir euch mitteilen, daß wir euren Brief erhalten haben mit großer Freude. Wir haben daraus ersehen, daß ihr alle noch schön gesund seid und daß es euch noch gut geht. Weiter wollen wir euch mitteilen, daß es uns auch noch gut geht. Ich habe den Sommer die Arbusen gehütet, dabei Besen gebunden und Körbe geflochten. Bis jetzt hat meine Alte noch immer zu spinnen und stricken gehabt, so daß wir immer noch auskommen konnten. Nun wollen wir unser Schreiben schließen und euch nochmals grüßen bis aufs frohe Wiedersehen. Ist es nicht in dieser Welt, ist es doch im Himmelszelt. Euer Schwager und Schwägerin Leonhardt und Lowise.“

Die alte Kathrinlies heulte laut los: sie hätte nie gedacht, noch einmal was von Zuhause zu hören, und au einmal ein so schöner Brief. Sie war ganz gerührt und weinte in ihre Schürze, daß es ganz kläglich mitanzusehen war. Die Bärbel schluchzte auch und schnäuzte sich in ihren Tuchzipfel.

„Halt nur mal — rief Sepp, — da ist ja noch ein Brief.“ Eifrig las er weiter vor.

„Friedje! Ich dachte, ihr wäret nicht mehr da. Eure Leute haben einen Brief an unsere Leut geschrieben, ich habe mit zugehört, wie der Brief gelesen wurde. Mein Date sagt, wir wollen nicht dorthin kommen. Ich gehe jetzt in die Schule, aber nicht in die deutsche, in die Semstwoschule. Wir

sollen Examen machen. Mein Date sagt, wenn ich gut lernen tät', brauchte ich um ein Jahr weniger als Soldat zu dienen. Wie noch warst, ist Buren und Engländer gespielt worden, und ich und du mußten immer Engländer sein. Jetzt spielen wir immer Russen und Japaner. Ich bin bei den Japanern. Wachsen wir manchmal die Kerlchen, daß sie kaum noch quaksen können. Abend singen wir lange auf der Straße und essen vom Uz seine Pflaumen. Schreib mal, was ihr treibt. Fritz Melzer."

Die Frauen heulten immer ärger und wischten sich die Tränen schon mit der linken Schürzenseite ab. Allen stieg das Leben im Heimatsdorfe vor den Augen auf. Alle Freunde und alte, bekannte Weisen zogen vorüber, jeder hing seinen Gedanken nach.

„Guck! — unterbrach Adam die Lamentation. — Der Kerl gesteht es auch noch, daß er dem Uz die Pflaumen stiehlt.“

Vetter David rückte auf einmal mit etwas Neuem heraus. Er wandte sich an Friedchen:

„Ich habe mit dem Randmann in Omsk gesprochen. Er will dich in seiner Schlosserei als Lehrling aufnehmen. Du sollst mal ein Meister werden.“

Fried wußte nicht, was er vor Staunen sagen sollte.

„Du sollst mal besser als wir leben“ — beteiligte sich Sepp.

„Sander! — kicherte Anna. — Du sollst auch in die Schule, daß du was lernst.“

„Beim Kirgis, — meinte Sepp, — werden wir doch nicht unser Lebtag bleiben.“

„Ach Gott! — seufzte Kathrinlies und putzte ihr Gesicht mit einem noch halbwegs trockenen Tuchzipfel. — Man hofft immer von Tag zu Tag und es bleibt immer beim Alten. Was waren unsere Jungens so begabt, so behalt-same Köpfe haben beide, aber keiner kann noch ein „A.“



IV.

Die Tage vergingen, die Monate und Jahre zogen vorbei. Das Leben blieb gleich, nur daß die Kleinen groß wurden und die Familie zunahm.

Fried kam jeden Sonnabend schwarz wie ein Neger aus der Stadt, um seine Leute zu besuchen, sich aufzufrischen und allerlei Begebenheiten aus der Stadt und der Werkstätte zu erzählen. Manchmal brachte er auch einen Brief mit. Stets wurde darin von Zuhause angefragt, ob Verdienst sei und man kommen solle.

„Schreib, sie sollen kommen“, sagte Adam immer.

„Ach könnten wir doch nur Land zum Ansiedeln bekommen, denen täten wir allen schreiben, sie sollen kommen. Dann hätte man doch wieder einmal Menschen um sich. Sepp, schreib, daß sie kommen. Von der Hundskälte erwähne aber lieber kein Wörtchen.“

Der Penner-Adam hatte wohl längst vergessen, daß an der Wolga Tausende Leute so erbärmlich wohnten, daß sie beim ersten Ruf bereit waren, sogar bis ans Ende der Welt zu gehen. Wenns dort nur genug zu essen gab. — Wieviel kleine Lehmhäuschen stehen an den Enden jedes Dorfes? Ganz kleine, mit nur einem Fenster. Und alle Hütten sind vollgepfropft mit Menschen, — Eltern und

ihre Kinder. Eines immer kleiner als das andere. Fünf, zehn und noch mehr kleine Rotznasen drängen sich an dem kleinen Fenster, um nur ein bißchen Sonne zu erhaschen. Aber alle sind sie fast nackt, müssen darum in dem Lehmloch sitzen und die feuchte, stinkige Luft atmen. Von dem Tage an, wo sie zur Welt kamen, kennen sie nur Not, Elend und Entbehrung. Siechtum und Schwindsucht halten ihren Einzug in den jungen Körpern. Wenn sie nicht früh sterben, so kommen sie doch nur narbig, scheel, zahnluckig davon, wachsen als schwächliche Burschen und Mädels heran. Später zeugen sie dann noch viel schwächere Kinder.

In der Regel hat die Frau mehr als zehn Kinder. Sie sind überflüssig in der Familie, weil kein Vieh und Gefährt da ist. Alle wollen sie essen, doch bringen die Eltern nicht so viel auf, um sie satt zu machen. Deshalb müssen sie früh Verdienst suchen.

Im Dorfe ist aber wenig zu verdienen. Darum gehts hinaus in die Welt. Nach der Molotschna, nach Baku, Sibirien, Nord- und Südamerika. Ueberall sind diese Kolonisten zu treffen. Sobald einer schreibt, es gehe ihm gut, kommen viele nachgezogen. Von den zehn bis 15 Kindern bleibt kaum eines bei den Eltern. Dafür kommen oft Briefe, die melden, daß der oder jener ein Bein, einen Arm verloren, sich totgestürzt hat.

Tausende ziehen fort, und doch gibts immer mehr Arme. Weber hat das Land gekauft, es an sich gerissen. Er schafft sich eine Mähmaschine an und braucht keine Schnitter mehr. Durch seine Maschinen benötigt er immer weniger Leute, nimmt immer mehr Armen ihr Land ab.

Der gute Penner-Adam wußte nicht mehr, daß viele Leute bereit gewesen wären, unter viel schlechteren Bedingungen bei Bondan zu arbeiten. Er hatte vergessen, daß sie hier die Ersten sind, und wenn andere hinzukommen, die Bedingungen anders werden könnten. Von

dem Worte „Konkurrenz“ hatte er keine blasse Ahnung. Er ahnte nicht, daß Bondan freundlich sein konnte, wenn es ihm in den Kram paßte. Wo es galt, den Zins zu retten, war Bondan ebenso herzlos.

„Der ist echt unser Vetter, — war Adams Meinung, — es geht mit ihm!“

Aber er sollte Bondan kennen lernen, ehe er sich's dachte. Der Adam bekam zu spüren, was ein Herr ist.

„Mannsleut, — sagte Bondan eines Tages — ihr sagt ja gar nichts. Wißt ihr nicht, daß euer Kontrakt schon lange aus ist?“

„Was sollten wir sagen? — meinte David kleinlaut, — wir sind zufrieden und glauben, unsere Pflicht getan zu haben.“

„Ei no, wir können ja auch mal reden“, meldete sich Sepp. Doch gab ihm Adam durch einen Rippenstoß deutlich zu verstehen, daß er das Maul halten solle.

„Gerade deswegen bin ich gekommen“, meinte Bondan mit gekünstelter Ruhe.

„Ich will selbst hier auf diesem Chutor bauerieren. Knechte und Mägde werden hier wohnen. Ihr könnt euch da drüben Häuser hinstellen, wenn ihr hierbleiben wollt.“

Die Männer blickten stumm und wie blöde vor sich hin. Sie konnten noch nicht recht begreifen, was Bondan überhaupt wollte. Erst allmählich dämmerte es ihnen auf. Das weiche Land sollten sie abtreten und neue Steppe urbar machen. Den wohleingerichteten Chutor sollten sie räumen und wieder so einem Herren eine gute Einkunftsquelle schaffen. Sie sollten wieder vom Anfang beginnen. Bondan will die Frucht ihrer Mühe einstreichen. Das ist doch weit mehr als die ausbedungene Hälfte, das ist ja alles! Nein, sie wollen nicht! Sie wollen nicht über den Graben hinüber — sie bleiben hier, in ihrer Wohnung!

„Ihr habt doch den Kontrakt unterschrieben. Wählt — über den Graben, oder das Feld räumen!“ Bondan jagte davon.

Nun hatte Adam verstanden, was ein Herr machen kann. Auch die anderen habens begriffen. —

„Der Kontrakt“ — sagte Adam gepreßt.

„Der Kontrakt“ — wiederholte Sepp.

Sie sollten noch mehr erfahren. Vor allem aber Adam, dem noch die Augen aufgehen sollten. —

Das neue Gesinde kam an. Es waren auch Landsleute dabei — von denen, die Adam so herbeigesehnt hatte.

„Der Hene ist auch dabei“ — meldete Sepp.

„Der Lügehene — lispelte Adam — der Hene?“ — — —

„Soll ich schreiben?“ fragte Sepp.

„Schreibe“, winkte David. „Schreib“, daß wir zum Frühjahr kommen.“

„Schreib“, preßte Adam hervor.

* * *

Hene war durchaus kein schrecklicher Mensch. Er war sogar ein schöner Mann, der am liebsten Kaffee trank und Kräpfel aß. Auch Schafsbraten ließ er sich gefallen, wenn's nur recht oft welchen gab. Er sprach gerne und führte in der Gemeinde immer das Wort. Alles hätte er am liebsten nach seinem Willen gedreht. In den letzten Jahren war er verarmt und das Drehen wollte nicht mehr so recht fruchten. Da half ihm seine Beredsamkeit noch aus. Und doch kam er schließlich soweit herunter, daß auch das Reden nicht mehr helfen wollte. Er wurde immer ärmer. Da kochte seine Frau keinen Kaffee mehr und die Kräpfel konnte er sich an die Wand malen. Schafsbraten aß er nur noch im Traume.

So saß er denn oft trübselig vor seinem Tore und dachte an verschwundene Zeiten. Wenn bei einem Nachbar der Schornstein rauchte, so schnupperte Hene sehr eifrig. Nahm er an, daß etwas gutes gekocht wurde, so stiefelte er dorthin und blieb sitzen, bis das Essen aufgetragen wurde.

„Ei no, wenn ihr doch nicht nachgeben wollt“, sagte er und setzte sich an den Tisch. Als die Leute sahen, daß er sich niemals vom Essen absagte, luden sie ihn nicht mehr zu Tisch. Sie fragten nicht einmal mehr, ob er schon gegessen habe und beachteten ihn einfach nicht.

So kam es, daß er nichts Gescheites mehr zu essen bekam. Sein Magen tat schon beleidigt, denn er wurde nur noch mit Brühe gewaschen. Der Hene kam sich sehr gekränkt vor. Seiner Hofstelle nach hätte er, wenn auch nicht Andrei Feodorowitsch, so doch wenigstens Heinrich heißen müssen. Nun wurde er nur noch Hene genannt.

Da dachte er sich, in Sibirien könnte es etwas zu verschneiden geben. Flugs vernagelte er Haus und Hof und ging mit dem ersten Zuge los. So kam er mit den Leuten an und wollte niemand beleidigen. Beileibe nicht. Bei Bondan hatte er vorgeschlagen und sie waren eins geworden. Er kam ganz gut weg dabei, da er dem Bondan gefallen hatte. Der machte ihn denn zu etwas, wie zu einem obersten Knechte. Bestimmt wurde er ja gerade nicht dazu, aber er war doch so eine Art „Prikaschtschik“, denn Bondan hatte nur mit ihm geredet. Am Ende sagte er noch: „Wenn ich hinkomme, dann erzählen Sie mir, wie es den Leuten gefällt.“ „Sie“ — hatte er gesagt — „Sie!“

Bondan hatte einen guten Griff getan. Hene war zum Prikaschtschik wie geschaffen. Das Kommandieren war seine liebste Arbeit. Sprechen, damit die anderen gehorchen, befehlen, damit sie parieren, das tat er für sein Leben gerne.

— Niemals schreit er, schimpft nicht unnötig.

„Jungens! — sagte er immer, — nur angepackt! Was wir heute schaffen, brauchen wir morgen nicht zu tun.“

Alle legten sich wie die Lastpferde in die Sielen.

Wenn alle in Bewegung waren, rief er munter: „Wollen doch mal sehen, ob wir nicht bald fertig werden!“

Dann machte er selbst ein paar kräftige Bewegungen und ging zur Seite. Er wollte nicht hindern und konnte so bequem beobachten. Niemand hätte geglaubt, daß dieser Kerl mit der teilnahmsloser Miene die Arbeit scharf im Auge behielt. Sobald jedoch jemand nachblieb, war Hene bei der Hand. „Jung, — sagte er, — so mußt du es machen, damit du den andern nachkommst. Guck' mal, was der dort zuwege bringt!“ Dann setzte er sich in den Schatten und gab schöne Lehren zum besten:

„Wie ich so jung war, habe ich dreimal so viel geschafft. Es war mir nie gut genug, ein Bund auf die Gabel zu nehmen. Gleich zwei oder drei habe ich geschneckt.“

Mit Vorliebe räsonierte Hene, wenn der alte David in der Nähe war. Der war ja noch Zeuge, daß er einmal wohlhabend gewesen war.

„Ist das junge Volk verdorben. Wollen nicht eher aufsteigen, bis ihnen die Sonne hinten hineinscheint. Wie wir noch an der Sussel baueriert haben, sind wir immer vor Tag aufgestiegen. Und wenn die Sonne schon unter war, haben wir noch was gearbeitet, Seile gemacht oder Frucht durchgelassen. Jetzt wollen die Kerle sich legen, noch ehe der Tag zu Ende ist.“

„Vetter Hene, — fragte Sepp eines schönen Tages, — wieviel Gäule habt ihr damals an der Sussel gehabt?“

„Ei, sieben!“

„Wie seid ihr denn da zurechtgekommen?“

„Na ja, ich hatte Knecht und Magd. Habe auch Tagelöhner gehabt.“

„Denn seid ihr ja wieder da, wo ihr waret — spottete Sepp, — ihr steigt wieder früh auf und kommt spät ins Bett. Bloß daß ihr ein Mittagsschläfchen macht.“

„Du willst wohl sagen, ich tät' nicht schaffen?“ meinte Hene erbost und ging ab. Mit Sepp hatte er überhaupt nicht gerne zu tun.

„Gewitter! — sagte manchmal der Lösch, einer von den neuangekommenen Landsleuten. — Wenn doch dem Hene mal der Rachen aufstehen bliebe. Er treibt uns wie die Hunde. Der will sich bloß ein rotes Rökkchen beim Bondan verdienen. Ich beneide euch.“ —

„J-ja, wir sind auch freie Herren, — spottete Adam.— Wir dürfen über den Graben ziehen oder zum Teufel gehen.“

„Ihr seid doch besser dran als wir! — ereiferte sich Lösch, — ihr schafft solange und so viel, wie ihr wollt. Und wir? . . . Wenn den Hene nur der Teufel holen wollte!“

„Dafür eßt ihr, wie ihr wollt und soviel ihr wollt. Und wir, wenn wir haben.“

„Rede doch nicht! — mischte sich ein anderer hinein. — Man schafft tagaus und tagein. Nicht mal den Körper kann man sich einigermaßen sauber halten. Die Läuse fressen einen geradezu auf. Und alles für den Bondan...“

Sepp wurde hitzig. „Wir haben gearbeitet, daß das Blut unter den Nägeln gestanden hat. Nichts als Steppente haben wir gefressen, bis der Chutor eingerichtet war. Jetzt sollen wir wieder von vorne anfangen und dem Bondan einen zweiten Chutor bauen. Dann kann die verfluchte Geschichte wieder losgehen.“

Sepp ballte die Fäuste.

„Wir haben uns geschunden, wie es kein Prikaschschik fertigbringt. Wir dachten, wir schaffen für uns. Jetzt hat der Teufel doch alles im Wanst drin!“

Oft und lange wurde gestritten, was besser sei: dienen, tagelöhnern oder um die Hälfte bauern. Dabei wurde gescholten, daß Bondan so wenig zahle. Das Dienen ist schlecht, das Tagelöhnern aber noch schlechter.

Da kommt auf einem alten Bretterwagen so ein Tagelöhner an und führt das marode Stutchen am Kopfe. Auf dem Wagen sitzt die Mutter mit fünf Kindern und dem

sechsten unter der Schürze. Hinten baumelt der Feldkasten und der Kessel. Während der Ernte verdienen sie einigermaßen und die Kinder lesen Aehren. Aber nachher? Nichts, rein gar nichts. Halbbauer ist doch das beste!

„Ihr streitet euch doch unnötig! — mischte sich Hene ins Gespräch. — Alles ist gut, alles ist schlecht. Wie man's treibt, so geht es einem. Die Kontrakte sind verschieden, aber ein guter Knecht findet immer einen guten Herrn. Ein schlechter muß stets erfahren, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Ich werde mit Herrn Bondan sprechen. Vielleicht legt er was zu.“

Die Leute waren ja so leicht zu bereden. Ihre Bedürfnisse hielten sich in so engen Grenzen, daß sie sehr leicht befriedigt werden konnten. Bei ihnen hieß das Leben: essen und sich irgendwie kleiden. Dann konnten sie immer wieder schaffen. Geld war in ihren Augen schon ein Stück Wohlstand. Es wurde als Schatz behandelt, in Lappen gewickelt und sorgfältig versteckt aufgehoben. — Aufgespart! Nun haben sie keine Not, sie brauchen nichts, sie sind reich. —

* * *

Im Winter wohnte jede Gruppe für sich, und zwar sehr eingepfercht. Bondan hatte am Bauholz sehr gespart und „tröstete“ die Leute damit, daß es so wärmer sei.

Unsere drei Halbbauern aber haben sich keine Mühe mehr gemacht. Sie wollten ja nach Hause. Auf einmal wurde die Modder, die alte Kathrinlies krank. Arg krank schien sie, so daß sich der alte David Sorgen machte. Er befürchtete, daß er hier angebunden würde. Die Alte dagegen lamentierte, daß sie ja erst nach Hause müsse. Sie wolle gerne sterben, aber in der Heimat. Sie will doch neben ihren Eltern begraben liegen.

Anfangen hats mit der „Modderplag“. Das hat ihr den Leib ganz zusammengezogen, Wasser kam ihr aus

dem Munde und wie Feuer aus den Augen. Bärbel hat ihr angegangene Molke gebracht. Die ließ denn auch nach ein paar Schlucken die Schmerzen verschwinden. Nun wurde es der Alten aber ganz schwarz vor den Augen und schwammlich im Kopfe. Der Leib trieb auf wie ein Faß, die Beine schwellen an und wurden ganz schwarz. Nun fingen die Schmerzen richtig an. Es war im Kreuz, als ob einer die Nieren durch die Wurstmaschine lassen tät'. Niemand wußte Rat. Der junge David lief zu den anderen hinüber und erzählte, wie es seiner Mutter gehe.

„Das Geblüt hat sich gestockt — meinte Hene, — die müßt' geschrópft werden“. Er ging denn auch hinüber.

„Ach wenn man die Arzneien wie zu Hause hätte! — meinte er, als er sich dem Bett näherte. — Wenn ich die Arzneien hätte, ich wollt' die Alte bald gesund haben.“

Er befragte und betastete Kathrinlies und bestätigte noch einmal, daß er das Richtige getroffen habe.

„Die Alte muß geschrópft werden. Das gestockte Blut muß fort.“

So machte sich der Hene an die Arbeit. Ein ganz spitzes Messer ließ er nur eben mit der Spitze zwischen Daumen und Zeigefinger herausragen. Dann setzte er es der Alten auf den Rücken und schlug mit einem kräftigen Schlage zu. Als die Wunde klaffte, legte er ein Läppchen auf und stülpte einen Tassenkopf auf die Wunde. Nach einer Weile nahm er ihn ab und zeigte der Alten geronnenes Blut.

„Siehst du, das ist krankes Blut. Das hat sich alles im Rücken zusammengezogen. Wenn wir's rauskriegen, wirst du gesund.“

Die Alte sammelte Mut zu einer neuen Wunde. Viermal wurde die Operation gemacht, dann die Alte gut eingewickelt und fest zugedeckt. Sie schlief denn auch bald ein. Alle glaubten, daß sei die Wirkung von Henes Eingriff und waren ihm dankbar. Der fühlte sich geschmei

chelt und kam sich wieder mal klüger als die andern vor.

Fried kam aus der Stadt und traf den Hene am Bett der Mutter. Der fing gleich wie ein Mühlrad an.

„Lernst wohl das Geschäft aus? Ha, ha, ha, geht wohl auch echt?“

Fried staunte ihn an.

„Randmann ist wohl ein passender Mann? Der will eine Mühle bauen. Hast du's noch nicht gehört, ob's eine Feuermühle oder eine Dampfmühle geben soll?“

„Das ist doch einerlei“ — entgegnete Fried.

„O nein! Jung', du mußt noch manches lernen. Feuermühlen werden mit Feuer und Dampfmühlen mit Dampf getrieben. Verstanden? Feuer ist im Ofen, Dampf im Kessel. Ich kenne doch das. Als wir früher noch reiche Leute waren, da hab ich so was kennengelernt. Arme Leute kommen natürlich an so etwas nicht.“

Hene kam sich mit seinen Kenntnissen sehr wichtig vor.

Tüchtig wurde zu Nacht gegessen, denn Hene zuliebe hatten die Frauen das Allerbeste aufgetragen. Die Mannsleute hieben gewaltig ein und kauten mit beiden Backen.

Fried schlug vor, in die Stadt zum Doktor zu fahren.

„Da laßt euch nur davon! — riet Hene. — Alle neuen Moden taugen nichts. Ich weiß noch ganz gut, wie die Cholera war. Die Doktors kamen bis in die Dörfer gefahren und haben die Krankheit erst recht ausgebreitet. Die Menschen starben denn auch wie die Fliegen. Das dauerte so lange, bis sich die Leut' aufgerafft und die Doktors zum Teufel gejagt hatten.“

Fried meinte, es wäre vielleicht doch besser, wenn die Mutter zum Doktor käme.

„Jung', du meinst wohl, ich hätte nicht gut getan mit dem Aderlassen?“

„Nicht doch, Vetter Hene. Ich meine nur, daß Aderlassen ein alter Brauch ist und die Doktoren doch bessere Arzneien haben.“

„Na Jung, noch war kein Ei klüger als die Henne. Schröpfen ist ein probates Mittel. Ich habe ein Doktorbuch, da steht es drin. Mußt nämlich wissen, wir waren früher reiche Leute und konnten uns so ein Buch leisten. Das ist noch vom Kaiser Friedrich dem Großen und dann ist's auch keine Dummheit.“

„Fried, halt dein Maul!“ — rief der Vater vorwurfsvoll. Dann meinte er: „Gevattermann, hättest du nur dein Buch mitgebracht. Na, du weißt ja gewiß alles auswendig.“

„Das Buch ist noch von Deutschland, von Württemberg. Unser Großvater hat es von dort mitgebracht. Das hat er hochgehalten, das Buch. Oft erzählte er auch, wie sie nach Rußland kamen. —“

„Wo mögen unsere Voreltern hergekommen sein?“, fragte Adam, um das Gespräch von Fried abzulenken.

„Ja, wer weiß das? Aber das kann man alles in den Büchern nachsehen. Zu Hause haben wir Bücher, wo das alles drin ist. Wir waren doch früher recht reich und konnten solche Bücher haben. Ich habe sie auch alle durchgelesen.“

„Dann erzähle doch mal! — forderte Adam den Hene auf. — Wie wir nach Sibirien gekommen sind, das weiß ich ja. Wie ihr daherkommt, kann ich mir vorstellen. Aber wie man von Deutschland herüberkommen konnte, das möchte ich recht gerne wissen.“

„Das ist eben lang. Das kann man gar nicht alles erzählen. Das ist ein Buch dicker als die Bibel. Das hat die Katharina so geschafft und die Deutschen herüberkommen lassen. Jetzt sitzt sie auf einem Denkmal in Katharinenstadt.“

Die ganze Geschichte kam so: Für den Handel war und ist die Wolga eine wichtige Wasserstraße, aber eine

gefährliche. Die Kosaken haben manchmal saubere Arbeit gemacht. Die Kalmücken ebenfalls. Um Herr zu werden, brauchte Katharina Leute, die weder mit den Kosaken noch mit den Kalmücken in einem Sack spielen konnten, die beiden fremd waren, aber höherstanden. In Saratow war ein deutsches Kontor für die Kolonisten. Die Landmesser hatten Karten gemacht und die Dörfer draufgeputzt, wo sie ansiedeln sollten.

Die Leutchen kümmerten sich aber wenig darum, haben ihr Geldchen (es war lauter Kupfergeld, woran ein Mann zu tragen hatte) genommen und sind an die Flüsse gezogen, wo ihnen angesagt war. Dort haben sie sich die Siedlungsstellen selbst ausgesucht. Sie haben sich alle dicht beieinander gehalten, denn die Kalmücken ließen ihnen keine Ruh. Die Ländereien haben sich wie Keile weit in die Kirgisensteppe hineingebohrt — dort hat sich nicht jedermann hingetraut. Wer wollte, suchte sich die schönsten Stellen aus. Und so heißen die Plätze heute noch „Hanse Graben“, „Stadlers Tenn“ und so weiter.

Die Leute kamen immer so truppweise angezogen. Jeder Trupp war aus einer andern Gegend. Wenn ein anderer dazwischen geraten war, ließ er sich umschreiben, um zu seinen Landsleuten zu kommen. Jeder Trupp hatte seinen Vorsteher. Deshalb tragen fast alle Dörfer die Namen derselben: Gretzky hat sich den Potschinojern ihr Vorsteher, Enders den Ust-Karmanern ihrer geschrieben. Vorsteher, das war was Arges. Mit dem hat das Kontor geredet und er hatte alle Gemeindesachen in der Hand. Landsmännisch mußten die Leute deswegen zusammen, weil jedermann ihre eigenen Gebräuche hatte.

Mein Großvater hat oft erzählt, wie sich die Lutherischen und Katholischen gegenseitig gemetzelt haben. Wenn die Katholischen einen gefangen hatten, so mußte

er „Banschuk“ *) — oder „Lederne Handschuh-Suppe“ essen. Kriegten die Lutherischen einen zu fassen, mußte er versalzene Schwarten runterwürgen, dann an den Wager gebunden in der Sonne liegen, bis ihm vor Durst die Zunge aus dem Munde quoll.“

„Warum nur das?“ — unterbrach Sepp.

„Hm... Das war noch mitgebrachte Feindschaft. Durch Feindschaft sind alle recht schön geteilt, wie sich's gehört.“

Auch die Lutherischen haben sich nicht gut vertragen. Mein Großvater hat oft erzählt, daß die Obersächsischen mit einer Drehorgel angeschleppt kamen und gleich zu tanzen anfangen. Ins Dorf kamen sie aber nicht recht hinein. „Laßt sie tanzen“ meinte dann der Vorsteher. Und so gab es mit denen keine Freundschaft, auch bis heute noch nicht. Ich kann mir gar nicht denken, daß mal herüber oder hinüber geheiratet worden wäre. In Geschlechter hat sich so was fortgeerbt.

Und eine reiche Gegend war das hier. Schlehens, Kirschens, Aepfel waren da. Wildes Geflügel und Fische ohne Zahl. Als ich noch klein war, konnte ich in unserem Wasserloch, was jetzt ein Binsenteich ist, die Fische mit den Händen greifen, so wimmelte es von ihnen drin. An Holz war auch kein Mangel. Jeder holte sich, wieviel ihm paßte. „Ach, das war ein Leben!“

„Aber warum sind denn jetzt so viele arm, weshalb haben die Leute so viel Schulden?“ — fragte Sepp dazwischen.

„Gewiß haben die Leute viel Schulden gemacht. Die brauchten Geld an allen Ecken. Sie nahmen's, wo sie es kriegen konnten. Die Amtsleute haben noch mehr dazugeschrieben an Prozenten. Und so kamen die Leute bis über die Ohren in Schulden. Dann die Mißjahre und der

*) Banschuk: gewalzte Filzdecke.

hölzerne Pflug. Immer langte es nur zum Essen und Steuerzahlen. Geld haben die Leute gar nicht eingenommen.

Frag' doch den Alten, ob der schon ein Hölzchen gekauft hat? Alle machen sich die Schwefelhölzchen selber. Jetzt kriegt ihr Jungen ganz anders Geld in die Hände.

Wenn jetzt einer Kommissionär ist, hat er den Sack voll Geld. Unser Vater hatte Tabakskommission, aber wenig Geld. Erstens war weniger Tabak und zweitens hatten die Leute all vorgegessen. Verlepperterweise wurde das Tabaksgeld für Salz, Zwirn, Joget *) eher all', als der Tabak trocken war.

Der Korze, der hat Frucht gekauft. Auch der hatte höchstens dreihundert Rubel. Die Leute waren alle schuldig für Mehl — — — ach, ist das aber schon spät geworden! Ich will nur schon gehen, es ist Zeit zum Schlafengehen.“

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

*) Joget: Teer



V.

Wache haltend saßen Sepp und Adam bei der kranken Wes-Katharinlies und setzten das Gespräch von Hene fort. Es war ihnen klar, daß Hene hoch in Ehren stand, als er Geld hatte. Sie waren sich auch darüber einig, daß dieses Geld jedenfalls von der Kommission herstammte. Henes Vater hatte ja lange genug die „Tabakkommission“ gehabt und so nebenbei mit allerhand Kleinigkeiten gehandelt. Jetzt aber schwänzelte Hene vor Bondan herum und suchte sich lieb Kind zu machen. — —

Die Gedanken schweiften ins Heimatdorf zurück.

„Nun ist Weber der reichste Mann im Dorfe“, meinte Adam.

„Und Wucher treibt er auch“, setzte Sepp hinzu.

„Gerade so wie Bondan, und wir sind seine Knechte!“ — unterstrich Adam.

Sie waren sich darüber klar, daß das Land einstmals den Kalmücken abgejagt worden war. Warum sollten sie denn sonst die Voreltern beunruhigt haben? Das war Landstreit. Und jetzt hat die „Gemeinde“ das Land. Wer aber hat die Nutznießung davon? Weber! Und die Arm-bauern treiben Halbbauerei für ihn. Von Anfang an war das Land so eingeteilt, daß der arme Mann wenig Nutzen

davon hatte. Beim Dorfe lag die Viehweide, aber Vieh hatte der Arme keins. In der Steppe lag das Land, dort konnte der Viehlose und Arme jedoch nicht hin.

„Guck', auch der Hene hat an der Sussel bauert! — ereiferte sich Adam, — und ich, du und all, die zu unserer Klasse gehören, waren noch nicht draußen. Ich weiß nicht mal den Weg dorthin. Und beim Dorf? Wir haben's um die Hälfte bearbeitet. Nein, in der Steppe ist es viel praktischer. Man sitzt beim Land und kann wenigstens sein Stückchen Vieh großziehen. Das haben die Alten doch dumm gemacht, und jetzt läßt es sich nicht mehr ausbessern. Ruiniert und ausgerottet haben sie alles, Jeder grabst, damit der andere nichts kriegt.“ —

„Ach, die Alte schläft ja ganz fest. Sie hat doch eine starke Natur. Komm, wollen uns auch legen!“ — endigte Adam den Disput.

„Aber morgen, — fragte Sepp, — wollen wir wohl wieder nach Omsk? Ich habe keine Lust mehr. Wir verlaufen eigentlich mehr, als wir verdienen.“

„Wir brauchen doch aber das Geldchen so notwendig. Wenn wir nach Hause kommen, müssen wir wieder von vorn anfangen. Willst doch nicht gleich beim Weber Kniefall tun!“

Sie wurden sich einig, die andere Woche in Omsk zu tagelöhnern. Es blieb immerhin etwas Geld.

In einem Städtchen Arbeit zu finden, ist nichts Leichtes. Aber ebenso, wie unsere Wanderer ehemals Bondan aufgefunden, so haben sie auch Arbeit bekommen.

Sie wollten bei der ersten Möglichkeit nach Hause und dazu mußten sie Geld verdienen. Womit war ihnen ganz gleich; sie nahmen, was zu kriegen war. Zuerst mußten sie Kohle ausladen, schwarz, feste Steinkohle. Das war nicht leicht und kostete bittere Schweißtropfen. Im voraus berechneten sie ihren Verdienst und freuten sich schon darauf.

Fleißig schafften sie und achteten nicht auf die Risse und Wunden, welche die Hände von den scharfkantigen Kohlenstücken davontrugen. Aber abends fingen die Hände an zu schmerzen, daß die Nacht eine Qual war. Am andern Morgen sahen die Hände wie mit feinen Schnitten besät aus. So mußten sich die Männer feste Handschuhe kaufen und auch eine Schaufel, damit sie die kleinen Stücke nicht auch noch mit der Hand aufzuladen brauchten. Das riß ein Loch in den Verdienst. Eine Kleinigkeit nur, aber ein Abzug war schon gemacht.

„Ach Herrje!... — staunte Sepp, — meine Hose ist ja zerrissen. Das ist wohl auch von den Kohlen?“

Ja, so ein schweres Stück Kohle wurde mit den Armen gegen die Brust gedrückt und so befördert. Aber manchmal war die Hand in Gefahr oder das Stück zu schwer. Da wurde denn das Knie untergestellt. Ein bequemer Stuhl, der immer zur Hand ist. Aber nun hatten sie die Bescherung! — Jetzt wurde die Kohle behandelt, als ob die Pest oder Cholera drin wäre. Sie wurde nur noch mit den großen ledernen Handschuhen berührt, sonst nicht, beleiße nicht. Und der Aufseher, der gestern noch zufrieden war, daß kein Stück Kohle gesprungen auf den Wagen kam, machte ein böses Gesicht, wenn heute die Stückchen nur so herunterprasselten und in Stücke sprangen.

Die Schufferei war groß, der Verdienst aber nur gering. Und dann hörte es ganz damit auf.

Nun gings auf neue Arbeitssuche. Die fanden sie denn auch, und zwar in einer Fabrik. Vom Morgen bis in die Nacht mußten sie Eisen, Holz und andere Materialien hinaufschleppen und fertige Stücke heruntertragen. Oft kam es vor, daß dieselben zu groß waren und die Männer konnten sie nicht vom Flecke bewegen. Da sprangen ihnen denn die andern Arbeiter hilfsbereit bei und halfen ihnen ohne viele Worte, das Stück auf seinen Platz zu bringen. Nach solcher Anstrengung, nach

solcher Schinderei wurde die Luft knapp und besonders Adam mußte lange schnappen, ehe seine Lungen wieder regelrecht arbeiteten. Dann aber gings unverweilt wieder an die schwere Arbeit.

Eine wahre Plackerei war es, alte Stücke zu zerschlagen und in die Gießerei zu tragen. Auch neue, fehlerhafte Gußstücke wurden mit gewaltigen Hammerschlägen zertrümmert, um wieder in den Schmelzofen zu wandern. Nicht immer hat aber der Hammer, und wenn es auch ein zwanzigpfündiger war, geholfen. Die großen Stücke ließen sich nicht so leicht zerschlagen. Wenn mit dem großen Hammer dreißig, vierzig Schläge getan werden, und ein verunglücktes Maschinenrad will nicht kaputt gehen, dann soll's der Teufel holen. Die Arme sind wie abgestorben, die Därme wollen aus dem Leib, aber das Stück zeigt noch nicht den kleinsten Sprung. Am Abend aber wird gerechnet, wieviel Pud du vor den Gießofen hingelegt hast. Da kann mal einer den Verdienst ausrechnen. Draußen liegt der Klotz, neben dem Ofen aber gar nichts. Die Mannsleute halten sich den Leib zusammen, reiben die aufgedunsenen Hände und Arme. Mit dem Verdienst sieht es windig aus, trotzdem die Männer den Tag über Tausende von Pud geschleppt hatten. Nun bauten sie einen „Galgen“. Einen hohen, so hoch als möglich. Daneben noch einen niedrigen, das heißt, es wurden zwei Pfosten eingegraben und eine Welle darüber gelegt. Nun wurde ein Strick mit dem einen Ende über den großen „Galgen“ geworfen und ein viele Pud schweres Eisen daran befestigt. Ein möglichst massives Stück Guß. Mit der Welle wurde es an dem großen „Galgen“ in die Höhe gezogen. Dann ließen die Männer die Welle los und sprangen schnell beiseite. Das Eisen prallte mit aller Gewalt herunter und zertrümmerte die hingelegten Stücke mit einem Schlage. So ging die Arbeit besser vonstatten und Arme mit Rücken hatten voll-

auf zu tun. Den ganzen Tag gings treppauf, treppab mit den schweren Eisenlasten.

Wenn Adam dreißig Treppen gemacht hatte, war er jedesmal außer Atem. Ihm wurde schwindlig im Kopfe und schwarz vor den Augen. Das Herz klopfte wie ein Dampfhammer und er mußte sich immer einige Minuten ausruhen. Einmal glitt er aus und wäre um ein Haar mit der schweren Last die Treppe hinuntergestürzt. Als er die Last endlich an Ort und Stelle abgeworfen hatte, fiel er um und fühlte sich so schwach und erschöpft, daß ihn die Jungen mit Wasser laben mußten. Er war nicht mehr imstande zu arbeiten und schlich sich nach dem Quartier, um sich zu legen.

„Nur keine Nachricht nach Hause geben, sonst machen sich die Weibsleut' mehr Sorgen, als nötig ist. Sie brauchen nicht zu wissen, es wird schon wieder vergehen.“

Die Jungen ließen ihn auch den andern Tag nicht zur Arbeit gehen. „Wenn's schlimmer wird, ist es zu spät.“—

Um die Zeit zu kürzen, brachte er seinen Leuten das Zehnuhr-Essen — ein Stück Brot und warmen Tee.

Sie schalten ihn aus, sahen ihn dabei aber doch freundlich an; er hatte für sie gesorgt, so wie sie um ihn besorgt waren.

„Jungens, da in der Nähe ist ein deutscher Arbeiter. ich will ihn mal besuchen, bis ihr nach Hause kommt. Allein will ich zu Hause nicht sitzen und hier hindere ich nur.“ Und er ging.

„Seid ihr Deutsche?“ fragte Adam und schob sich in den unterirdischen Stock eines Hauses. Es kostete Mühe, ehe er sich durch das Loch, welches ein Vorhaus sein sollte, hindurchgezwängt hatte. Er konnte niemanden sehen und doch hatte er Stimmen vernommen.

„Ja, ja! — rief jemand, — kommt doch herein. Wen sucht ihr?“ vernahm Adam eine Frauenstimme.

„Iwans? Ei, der Geschorene?“

„Ich habe gehört, daß hier Deutsche wohnen. Die Arbeiter in der Gußeisenhütte haben's gesagt. Wir wohnen bei Russen. Heute habe ich Feiertag und da wollte ich euch mal kennenlernen. Wir wohnen schon so lange hier und haben noch keine Deutschen getroffen. Wie schreibt ihr euch denn?“

„Hoffmann.“

„Hoffmann? Hoffmanns hat man bei uns viel.“

„Wir sind von dort.“

„Macht Sache?! Wir ja auch.“

„Richtig? Wie schreibt ihr euch denn?“

„Müller“.

„Jakob, komm mal. Da ist ein Landsmann. Na kommt doch herein, mein Mann hat sich weh getan und muß sich schonen. Ich sagt' immer, er soll alles hinschmeißen und nach Hause ziehen, aber er will immer noch verdienen. Kaputt hat er sich geschafft und einen Bruch gekriegt.“

Adam sah sich in einem helleren Raume, der eine Stube vorstellen sollte. Es war wenigstens so hell, daß er die Frau erkennen konnte. Auch die gewaschenen Dielen und die Betten mit den Ueberdecken. Dann waren noch zwei Stühle da. Der übrige Raum war so klein, daß die Hausfrau gerade noch Platz hatte. Hinter dem Ofen kroch jetzt ein Mann hervor, dem man es trotz seiner jämmerlichen Verfassung ansehen konnte, daß er früher ein Schmied gewesen war. Das Gesicht hatte Adam schon irgendwo einmal gesehen. Aber wo?

Sie reichten sich die Hände, sahen sich prüfend an.

„Von was für'n Müller bist du?“

Die Stimme ließ erraten, daß der Sprecher sehr krank sei.

„Penner-Adam“.

„So, Penner-Adam. Jung', bist du alt geworden. Ich habe dich noch als ledigen Burschen gekannt. — Ich bin von Iwans Jungen.“

„Ja, ja.“

Erinnerungen aus der alten Heimat, aus der Jugend wurden vorgekramt und auch vom Leben aus der letzten Zeit wurde gesprochen. Adam erwähnte seinen Schwächenanfall.

„Das ist ein Herzfehler und rührt vom Treppensteigen her. Da kannst du dich jetzt aber in acht nehmen. — Schaf David, das ist ja mein Petter*) der Alte. Den muß ich besuchen.“

Das Gespräch wollte gar nicht aufhören, bis sich Adam daran erinnerte, daß die Jungen bald von der Arbeit kommen. Er wollte gehen.

„Nix, nix, — sag' doch, die Olinde soll hingehen und die Mannsleute herbringen.“

Olinde wollte aber nicht recht. Nein, zu fremden Leuten, noch dazu zu Mannsleuten, da geht sie nicht hin. Sie schämt sich. Ein lediges Mädels und fremde Mannsleute. —

„Gewitter! Ich könnt' dem Mädels jedesmal in die Freß' schlagen. Scheut die sich vor den Leuten — und ist auch nicht herauszukriegen.“

Gretchen, geh du mein Kind! — Das ist etwas ganz anderes. Durch dick und dünn läuft die. — Spring und sag', den Vetter Adam lasse ich nicht fort, sie sollen herkommen! Aber sag', nicht erst essen, sondern hier bei uns sollen sie essen.“

Gretchen ging denn auch vergnügt los. Die Mutter und Olinde machten das Essen fertig. Sie fragten, wer alles kommen würde.

„S'is ein Bursch dabei“, spaßte die Mutter.

Olinde wurde ganz rot. Als aber die Schwester Pauline kam, erzählte sie dieser doch gleich, daß ein Bursche zu erwarten sei.

*) Petter: Pate.

Beide zogen sich zurück, als die Gäste kamen. Aber durch die Tür hörten sie den Gesprächen zu. Eigentlich haben sie nur gehorcht, wenn der junge David was gesagt hat. Anfänglich haben sie auch den Sepp beobachtet. Wie sie aber vernahmen, daß er verheiratet und Vater von wilden, ungetauften Kindern sei, beobachteten sie ihn nicht mehr. Sie interessierten sich nur noch für David. Gretchen war nicht so schüchtern und setzte sich an den Tisch. Sie wollte möglichst alles wissen.

„Gretchen! — sagte der Vater, — laß die Leut' erzählen und menge dich nicht hinein.“

Gretchen ließ sich nicht einschüchtern. Immer hatte sie was Neues zu fragen und war ganz dagegen, in die alte Heimat zu ziehen. Sie wollte lieber hierbleiben.

„Halt' den Mund!“ — rief die Mutter, lachte aber die Mannsleute an, als ob sie sagen wollte: das Kind redet Dummheiten. Dem Gretchen aber warf sie ein paar Blicke zu, daß der ganz unheimlich wurde. Sie grübelte, was sie eigentlich verbrochen habe, konnte aber nicht dahinter kommen.

„Wunderbar — sagte Iwans Jakob, — die großen Mädels sind noch aus dem Dorfe und sind auch immer so. Wenn Leute kommen, verstecken sie sich, zu Leuten gehen sie nicht. Nicht mal in die Bude oder zum Nachbar kann man sie schicken. Das Gretchen dagegen ist ein rechtes Stadtkind. Die wird mit allen fertig.“

Jakob strich seinem Mädchen über die Haare und sah es stolz an. Mittlerweile war das Essen beendet und die Mädchen räumten den Tisch ab. Mit roten Gesichtern, scheu wie ein Reh, nahmen sie geschwinde ein Stück nach dem andern vom Tisch und ließen sich dann nicht mehr in der Stube sehen. Nur durch die Tür waren sie zu vernehmen und man konnte ganz gut hören, daß sie auf ihre Art an den Gesprächen teilnahmen. Sie hätten auch gar nichts dagegen gehabt, wenn David in die

Küche geraten wäre. Einen Grund dazu hätte er immer finden können. — Er fand ihn aber nicht. Er war so ins Gespräch vertieft, daß er nicht auf die Mädchen achtete. Es ging doch um die Frage, was besser sei: zu dienen oder zu bauerieren. Diese Frage war jetzt die Hauptsache, denn unsere drei wollten nach Hause. Ganz bestimmt. Jakob auch, doch konnte er bis jetzt noch keine Zeit herausfinden. Schließlich meinte er:

„Frau, ich glaube, wir ziehen mit.“

Die war's denn auch zufrieden.



VI.

Es war gegen Abend. Vor den Toren saßen die Leute auf den Torbänken, Melkstühlchen oder einfach auf der Erde. Mitten im Kreise rauchte ein alter Eimer, in welchem ein Feuer aus nassen „Kuhdrecken“ glimmte. Dicker, ätzender Rauch verpestete die Luft, die Augen tränten und die Nasen liefen. Niemand suchte jedoch aus dem Rauch herauszukommen. Den Männern war er sogar noch nicht dicht genug und sie pafften aus Leibeskräften, den Gestank noch mehr verstärkend. Zahllose Mücken summten in der Luft, umkreisten in respektvoller Entfernung die Menschen. Sie scheuten den stinkigen Rauch. Wenn eine Mückenwolke ihm zu nahe kam, jagte sie im nächsten Augenblicke mit feinem Gesumse davon, um gleich wieder einen neuen Angriff zu versuchen. Es war ein feines Klirren in der Luft, das bald stärker, bald schwächer wurde. In dieses Geräusch mischte sich das tiefe Summen der Schnaken.

„Legt Drecker drauf! — sagte jemand. — Die Kühe kommen und da sind auch gleich die Schnaken da.“

Mit erhobenen Schwänzen kamen die Kühe in vollem Galopp daher und wirbelten eine riesige Staubwolke auf.

Weiter hinten, wo sich die Staubwolke schon etwas verzogen hatte, war jetzt etwas zu sehen, was die Torbanksitzer alles andere vergessen machte. Eine Reihe Wagen mit Zelten darauf kam die Straße entlang gefahren.

Als die Gefährte näher kamen und die Männer, welche die Pferde am Kopfe führten, zu erkennen waren, rief jeder seinen Bekannten zuerst an.

„Na Sepp, das bist wohl du?“

„Vetter David? Willkommen!“

„Ei du, der Adam!“

„Iwans Jakob, lebst du auch noch?“

Die Ausrufe und Fragen nahmen kein Ende. Sie wurden so stürmisch, daß die Männer gar nicht antworten konnten. Sie nickten zuerst nur grüßend. Penner-Adam schlug seinem Gaul in die Weichen, um schneller vorwärts zu kommen.

Beim Hause des Penner-Adam hielt der Zug an. Niemand wollte die eigene Hofstelle aufsuchen. Sie wußten, daß von den erbärmlichen Lehmhäuschen nicht viel übrig geblieben war. Dafür war das Haus Penner-Adam der beste Beweis. Alles Hölzerne, Fenster und Türen waren verschwunden.

Nach gewohnter Art wurden die Wagen so zusammengestellt, daß in der Mitte ein freier Platz blieb. Die Pferde wurden seitwärts an einen Wagen angebunden und dann für Nachtruhe gesorgt. Wohl gelang es, die Jungen und die Kinder zu betten, die Alten aber hatten immer wieder neue Bekannte zu begrüßen und zu erzählen.

Erst als der Morgen graute, legten sie sich zur Ruhe.

Nach kurzer Zeit waren die Lehmhäuschen wieder hergestellt. Lehm wurde mit reinem Pferdemit geknetet, um recht gute Stukatur zu machen. Dann folgte eine Tünche aus gelber Erde vom Schmiedegraben. Mit Kaminruß wurde ein Paneel aufgezeichnet, die Ecken bekamen Verzierungen aus Blumen. Wo das Glas für

die Fenster nicht ausreichen wollte, wurde Zuckerpapier genommen.

Jede Familie bezog ihre frühere Wohnung, fing wieder an zu wirtschaften und wuchs allmählich wieder in den Körper der gesamten Dorfwirtschaft hinein.

* * *

Doch dauerte dieses friedliche Leben nicht lange, denn der Weltkrieg brach aus. Scharen von Menschen, die Stärksten und Besten, zogen ab und wurden Soldaten. Junge, starke Männer, Väter ganzer Kinderscharen, Söhne alter Väter und Mütter zogen hinaus. Wohin, wozu, das wußten sie nicht.

Schule und Kirche hatten gelehrt: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit...“ Sie opferten sie denn dem Kaiser, dem Zaren ihren Körper und kamen alle, die gerufen wurden.

Auch Adam, Sepp und der junge David zogen in die Massenschlächtereier.

— Der Deutsche will den Russen schlagen, drum soll der Russe den Deutschen schlagen. — Das war das einzige, was den Leuten klar schien.

Von allen Bekannten begleitet, marschierten sie davon. Noch einmal hielt der Zug zum Abschied, der Schulmeister sang: „Segne und behüte...“ und dann gings los. Auf Wiedersehen oder Nimmerwiedersehen.

Immer neue Scharen wurden nachgezogen, immer jüngere und ältere Jahrgänge einberufen. Es kam, daß Vater und Sohn einrücken mußten. Auch Fried und der junge Adam zogen ab.

Der alte Schaf David war noch der einzige Mann im Hause. Sander, der Halbgetaufte, der eigentlich ganz rechtlos den christlichen Namen Alexander trug, mußte die Arbeit bestreiten. Die Frauen waren die Hilfskräfte — und so konnte die Wirtschaft weitergeführt werden. Die ganze

Genossenschaft wohnte wieder in einem Hause, um „die Sache kürzer zu packen.“

Iwans Johann hatte sich auch gut eingerichtet. Seine Mädchen trieben die Wirtschaft, er selbst hat sie nur geleitet. Sein Herzfehler ließ es nicht mehr zu, daß er arbeitete.

„Mir geht es noch gut... — sagte er oft, — aber der Adam, der Adam — er hat doch auch einen Herzfehler vom Treppensteigen und wird jetzt bei den Soldaten nicht geschont. Er wird daraufgehen müssen.“

Gretchen mußte immer die Briefe holen, die Adam an seine Frau schickte. Sie hatte dieselben laut vorzulesen und tat es gerne. Ihr merkte man die schwere Zeit nicht an. Immer war sie munter und vergnügt, ließ ihre helle Stimme erschallen.

„Sie will Burschen anlocken, — sagten böse Zungen — und ihr schlechter Ruf war fertig: Gretchen ist ein leichtsinniges Mädel.“

* * *

Weber hatte nur einen Sohn, seinen Fritz. Der besaß ein „blaues Billett“*) und brauchte nicht zu den Soldaten. Das war ein Trost für seine besorgten Eltern. Doch auf einmal wurden auch die „blauen Ratniki“**) eingezogen und Webers Fritze mußte fort. Er war gar nicht erbaut davon und machte sich viel Kopfzerbrechen, ob im Kriege alle sterben müssen. Vor allem suchte er einen Ausweg, wieder heil zurück zu kommen.

„Na, machst dir Sorgen! — meinten die andern. — Wenn man so geschult ist wie du, da braucht man doch nicht in den Krieg. Wenn du nicht Offizier wirst, so bleibst du wenigstens ein Schreiber.“

*) Blaues Billett: wegen körperlicher Schwäche zum Militärdienst untauglich.

**) Ratniki: Landsturm.

Fritzens Mutter nähte einen schönen Reisesack aus guter starker Leinwand für ihn. Ganz unten wurden Riechseife, Wäsche, Lauspulver und noch viele andere Sachen hineingelegt. Dann kam ein Schwartemagen, Zwieback, Schinken, Kalatsch. Ganz oben wurden kleine Kuchen gelegt. Schwer wurde der Sack, das konnte man wohl sagen. Fritz wurde es himmelangst, wenn er daran dachte, den Sack auf seinem Buckel zu schleppen.

Weber hatte in diesen Tagen viel zu tun und fuhr dauernd herum. Er suchte Mittel und Wege, seinen Sprößling loszukriegen. Er brauchte Leute, die mit Rat und Tat beistehen konnten.

Dann zog er mit in die Kreisstadt.

„Der Junge ist noch unerfahren, und wer weiß, ob man ihn noch einmal zu sehen kriegt,“ waren seine Ausreden.

Nach einigen Tagen kam Weber in Begleitung seines Sohnes wieder zurück. Der hatte kaum die kleinen Kuchen aufgegessen. Sie schlichen ganz vorsichtig, um nicht gesehen zu werden.

„Na, du kommst ja wieder!“ rief die Nachbarin, welche die beiden doch sah. Fritz fühlte, daß die Frau noch gern gesagt hätte: „Mein Mann ist schon so lange fort und dabei ist er krank. Er darf aber nicht nach Hause.“

Niemand konnte eine Erklärung bekommen, warum der Fritz zurückkam. Er war noch ledig, darum konnte man auch nicht sagen, er sei krank. Das hätte bei der Heirat Schwierigkeiten gemacht. Sagen, Fritz sei losgekauft, ging auch nicht, denn dann bekommt man das ganze Dorf auf den Hals. Jede Frau würde gern Hab und Gut hingeben, [wenn nur der Vater ihrer Kinder zurückkäme.

„Die Doktor werden es wohl besser wissen!“ — war die einzige Antwort, wenn jemand seinen Zweifel an Fritzens Glück auszusprechen wagte.

Allmählich gewöhnte man sich daran, daß Fritz nicht in den Krieg mußte, daß er vergnügt zu Hause saß, während die andern zu Krüppeln geschossen wurden oder auf den Schlachtfeldern verbluteten.

Frau Weber hatte für den Krieg auf einmal viel zu tun. Sie suchte alle weißen Lappen im Hause zusammen und franste sie aus. Sie belehrte alle andern Frauen, das Gleiche zu tun und brachte dann die gezupfte Leinwand ins nächste Dorf zum Bevollmächtigten des Roten Kreuzes. Viel wurde da hingbracht — es war ja für die Verwundeten. Jede Frau sah ihren Mann, den Sohn, den Freund an der Front verwundet und tat alles, um den Soldaten die Wunden verbinden zu helfen.

Weber war Vorstandsmitglied im „Komitee zur Hilfeleistung für die Hinterbliebenen der Soldaten“. Spenden wurden im ganzen Dorfe eingesammelt und an die Notleidenden ausgeteilt. Vom Semstwo kamen Gelder, die verbucht und an die Soldatenfrauen ausgeteilt wurden. Weber hatte also alle Hände voll zu tun. Er mußte auch überall erzählen, was er in den Zeitungen Neues gelesen hatte. Und wenn es was vom Frieden war, mußte er es noch einmal erzählen. Davon wollten alle hören und fragten immer wieder: „Ist es auch war, daß es bald Frieden gibt?“

Soldaten kamen auf Urlaub, kehrten aber nicht mehr zurück. Wenn jemand von der Polizei belästigt wurde, so zog er in die Kreisstadt, meldete sich bei seinem Regiment, an die Front fuhr er aber nicht mehr.

„Es langt, von der Front hab ich genug!“

Als die neue Regierung kam, wo allerorts Komitees gewählt wurden, da verlangte jeder ein Zeugnis, daß er zu Hause notwendig sei. Ein solches Dokument wurde ins Regiment geschickt und der Mann blieb zu Hause. Drei Jahre lang hatte er ihm unverständliche Befehle ausgeführt, an der Front nach Leuten geschossen, die

ihm nichts getan haben, die ebenso arme Teufel wie er waren. Zu Hause aber warten Weib und Kinder. Bei denen blieb er jetzt, mochte die neue Regierung den Krieg allein weiter führen.

Immer mehr Soldaten kamen nach Hause. Nicht allein Familienväter, sondern auch ledige Burschen. Alle hatten es satt, für sie war der Krieg aus.

Jeder Neuangekommene brachte immer andere Nachrichten mit. Die Jungen waren von der bolschewistischen Idee angesteckt. Sie redeten von Enteignung des Landes und der Fabriken, von der Vernichtung des Kapitals. Die Bolschewiki wollen Frieden, sie wollen keinen Menschen, der den Pflug oder den Hammer führt, aus seiner Heimat vertreiben. Sie machen Schluß mit dem Kriege, werden die, die daran schuld waren, zur Verantwortung ziehen.

Weber spürte gut, was die Jungen wollten. Er redete sich die Zunge aus dem Halse, doch keiner hörte auf ihn.

Frieden! Die Frauen, die Eltern, alt und jung — alle ließen die Bolschewiki hochleben. Sogar Webers Fritze stimmte mit ein, denn er wollte Frieden haben. Jede Soldatenfrau sah ihn scheel an und sagte ihm ins Gesicht, was sie von ihm dachte. Jede Soldatenfrau behauptete, daß ihr Mann gewiß zu Hause wäre, wenn nicht solche gesunden Lümmels wie der Fritze herumlaufen würden.

Frau Weber wollte auch Frieden. Sie trug sich mit dem Gedanken, ihren Fritz zu verheiraten. Eine recht reiche Frau sollte er bekommen. Dann würde auch die unangenehme Fragerei aufhören, ob der Fritz nicht eine gefährliche Krankheit habe.

Überall hörte man nur ein Wort, überall war nur ein Gespräch: Frieden!



VII.

Am Abend fand eine Versammlung im Schulhause statt, in die alle kamen, die vom Frieden hören wollten. Die Programmfragen der verschiedenen Parteien riefen die größten Meinungsverschiedenheiten hervor.

„Die haben recht, die Bolschewiki!“ — behaupteten die Soldaten.

„Die Bolschewiki haben recht!“ — bestätigten die Soldatenfrauen.

„Das wäre ja alles recht schön und gut, — meldete sich Weber zum Wort, — aber schlecht ist an der Sache, daß die Bolschewiki so radikal vorgehen wollen.“

„Laß nur gut sein, — rief Friedka, — der Pastor ist selbst für die neue Regierung. Demnach dürfte sie auch nicht schlecht sein.“

„Das ist gerade gefährlich, — trat Schafdavids Fried hervor, — es könnte leicht wieder zurückschlagen, wenn sich Pastoren hineinmischen dürfen.“

Und Fried tischte alles auf, was er an der Front und im Regiment gesehen und vernommen hatte.

„Die Bolschewiki wollen Frieden, damit jeder zu seiner Arbeit zurückkehren kann. Sie wollen Freiheit, damit

keine Nation von der anderen beherrscht wird. Die Bolschewiki wollen das Eigentumsrecht aufheben, damit kein Mensch den andern ausbeuten, ihn knechten kann.“

Alle horchten gespannt, alle wollten noch mehr hören. Weber zog sich immer mehr zurück, ihm wurde es unbehaglich.

„Auch dem Weber muß das zusammengeraffte Land abgenommen werden! — donnerte Fried. — Das Komitee ist auch umzuwählen, damit Leute aus der armen Bevölkerung hineinkommen. Es müssen Leute gewählt werden, die unsere Interessen auch wirklich vertreten. Weber und seine Sippschaft kennen nur ihre eigenen Interessen. Die bekümmern sich niemals um die Dorfarmut. Weber ist Kassier im Komitee zur Hilfeleistung für die Hinterbliebenen der Soldaten. Er sitzt da und schneidet die Kerensker auseinander. Hat er aber schon einmal die Not der Armen gesehen, sich darum gekümmert? Das glaubt er doch wohl selber nicht. Er ist Bevollmächtigter für die Zuckerausteilung und hält den Zucker fein bei sich zu Hause. Warum wird derselbe nicht in der Konsumbude verteilt? Haben die Notleidenden schon mal Zucker bekommen? Nein! Alle wissen, was vor sich geht, aber eine Revision hat noch niemand verlangt. Jeder fürchtet die Macht des reichen Weber, keiner wagt es, ein Wort gegen ihn zu sagen. Das muß anders werden! — schmetterte Fried, — und die Bolschewiki wollen es ändern!“

* * *

Als Weber am andern Tage ins Kolonieamt kam, um dort seine Beschwerden gegen Fried vorzubringen, da traute er seinen Augen nicht. Er wollte den Vorsteher auffordern, vom Fried die Papiere zu verlangen und ihn für seine gefährlichen Reden aus dem Dorfe zu weisen— und nun saß dort am Vorstandstisch der Gerbers Wanne.

Und wie er da saß — mit einem Strohhut, zerrissen und ohne Respekt. Neben ihm hockte der Schreiber und machte ein Gesicht, als ob er eine Flasche Essig ausgetrunken hätte.

„Was, ich soll dir den Vorsteher rufen? — polterte Wanne. — Gib acht, sonst rufe ich dir den Vorsteher, daß du acht Tage daran denken wirst. Weißt du nicht, daß wir jetzt einen Sowjet haben und ich der Vorsitzende bin?

Aber Weber hörte das schon nicht mehr. Ihm dämmerte, daß nach seinem Weglaufen von der Versammlung so manches geschehen sei, womit er sich gar nicht einverstanden erklären konnte. Ueberhaupt schien es ihm, als ob die Welt auf dem Kopf stände. Die Meinungen von gestern sind also Wirklichkeit geworden und der Lauskerl, der Wanne ist Vorsteher. Da stieg dem Weber die Wut hoch.

„Aber Gerber, — keuchte er, — du läufst mir noch einmal in die Finger. Dann werde ich dich tanzen lassen.“ Damit stürzte er fort.

Gerber war seelenvergnügt, daß er den ersten Mann im Dorfe so angeschnauzt hatte.

Im Dorfe ging alles drunter und drüber. Jeder verstand die Freiheit auf seine Art: Gleichheit! Und jeder rauchte in der Sowjetsstube soviel wie es ihm beliebte. Keiner rührte einen Finger, um auch nur die kleinste Gemeindepflicht zu erfüllen.

Wanne hatte die Lage ganz gut begriffen und wollte vor allem erst einmal die frechsten Sowjetgegner ducken, damit sie den Sowjet respektieren lernten. Er stellte sich eine Liste zusammen, was freilich recht langsam vor sich ging, da er mit dem Schreiben auf gespanntem Fuße stand. Aber unverdrossen kritzelte er weiter und brachte das schwierige Werk schließlich ganz gut zustande.

Nun kamen die Leute und fragten, ob nicht bald Geld ausgeteilt würde. Sie hätten doch so große Not. Brunne-Sepps Anna liegt dem Schafdavid und dem Penner-Adam zur Last. Und dazu die vielen Kinder. Sie ist dort ja ganz gut aufgehoben, aber was sollen die anderen Soldatenfrauen machen? Die alte Flemmingen hat rein gar nichts mehr und weint bitterlich.

Wanne konnte nicht helfen, denn die Sowjetkasse war leer. Der Sowjet wußte keinen Ausweg. Da machte Wanne den Vorschlag, die reichen Wirtschaften zu besteuern und auf diese Weise Geld für die Armen zu bekommen.

„Da müssen wir vorne anfangen und alles aufteilen.“
— meinte einer.

„Beim Vorsitzenden fangen wir an!“ rief ein anderer.

„Solange der Weber die Kasse hatte, war immer Geld drin“, — rief der lange Jäger.

* * *

Der Sowjet taugt nichts, hieß es auf einmal im Dorfe. Die halten nur immer Sitzungen ab, für die Leute schaffen sie aber keine Hilfe. Der Allerschönste ist der Vorsitzende. Die Leute grob behandeln, weiter weiß er nichts. Es muß umgewählt werden. Ein neuer Sowjet muß her, hörte man an allen Ecken und Enden.

Auch Philipps Adam hatte Umwahlfieber. Er wetzte recht emsig sein Barbiermesser und quälte sich mit seinem Stachelbart ab. Dabei fluchte er auf den Sowjet und schnitt sich ein paarmal tüchtig. Seine Stimmung wurde dadurch nicht besser und so stiefelte er voller Zorn ins Dorf, um mit den Leuten zu sprechen. Er wollte einen andern Sowjet haben und das allen klarmachen.

„Du wärest doch ein besserer Vorsteher, — wurde ihm hier und da geschmeichelt.

„Na geht doch los mit sowas!“ — weigerte sich der Adam. — „Natürlich solche Sachen würde ich nicht zulassen,

wie das heutzutage geschieht. Aber Vorsteher will ich doch nicht werden. Mit dem bleibt mir vom Halse!“

Und als die Wahlen vor sich gingen, wurde Philipps Adam Vorsteher. Der mache es anders als der Gerber Wanne.

„Bleibt vom Eigentum weg. Wer was hat, soll's auch behalten. Das wäre ja ein schönes Regiment!“ — Das war Philipps ständige Redensart.

Der Zucker sollte schon lange in der Bude verteilt werden. Es war nur keiner mehr da und so kamen andere Waren dran. Alles wurde verteilt, „damit jeder was kriegt.“ Dann sollte auch der Gemeinde-Getreidespeicher in Angriff genommen werden. Da erhoben aber die Alten ein Geschrei und ließen nicht zu, daß ausgeteilt wurde.

„Ihr wollt es wohl von den Faulenzern leerfressen lassen?“ gings los.

„Her mit dem Getreide, sonst nehmen wir es uns so“. Die Alten bleiben unerschütterlich.

Immer häufiger kamen hungrige Frauen und Kinder in den Sowjet, die Diebstähle häuften sich mehr und mehr. Da beschloß der Sowjet, wieder zu den Ruten zu greifen. Diese hatten im vorigen Jahre gut „geholfen“. Zweimal wurden die Ruten auf dem Freiplatz gegeben, einmal mußte die Evlies eine Ziegenhaut im Dorfe herumtragen. Den Spitzbuben wurde kein Pardon gegeben.

Gleich am anderen Tage kamen Fried, Wanne und Penner-Adams Adam zum Vorsitzenden. Sie meldeten, daß Bruder Mischka von der Verteilungskommission einen Sack Zucker und dreißig Arschin Hosenzeug gestohlen habe. Dem Vorsitzenden wurde es brühheiß. Er verlangte Zeugen und wollte nicht recht an die Sache heran.

„Vielleicht hat sich der Mann Vorrat gemacht. Zucker und Hosenzeug sind doch nicht gezeichnet“ — meinte er.

„Das sind Ausreden. Reiche Spitzbuben wollt ihr decken und sucht die Diebe nur unter der Dorfarmut. Euer Vor-

haben soll aber nicht genügen. Sofort muß die Sache untersucht werden und Bruder Mischka sein Traktament haben!“ — eiferte Fried, unterstützt von Adam und Gerbers Wanne.

Philipps Adam mußte dran, er konnte seinen Busenfreund Mischka nicht retten. Dem wurde denn auch alles bewiesen und er bekam im Beisein der ganzen Gemeinde zwanzig Rutenhiebe.

Nun gings im Dorfe wieder los. — Der Fried hat es fertiggebracht, daß ein Reicher die Ruten bekam und der Dorfrat hat das zugelassen. Darum taugt der Dorfrat nichts. Im Dorfe ist größte Unordnung, der Dorfrat muß umgewählt werden. Männer müssen hinein, die Ordnung schaffen können.

So wurde denn wieder einmal umgewählt. Gerbers Wanne war wieder Vorsitzender und machte erneut den Vorschlag, die Reichen zu besteuern. Damit fiel er durch. Nun schlug er vor, den Notleidenden Brot aus dem Gemeindespeicher zu geben. Auch daraus wurde nichts.

„Das wäre schön, — brummte der lange Jäger, — wenn man Brot aus dem Speicher gäbe für so Weibsleut‘, wo nichts schaffen wollen“.

„Das soll für Soldatenfrauen sein, die bitter Not leiden“, — erklärte Wanne.

„Die Bosken ist wohl auch notleidend? — fragte Schlachters Dicker.

„Ja, und arg.“

„Sie hat doch neue Resinka-Schuh‘, warum hat sie dann kein Brot?“

„Mannsleut‘, was streitet ihr da! — redete Friedka zum Frieden. — Wir wollen im Dorfe herumgehen und Spenden sammeln. Jeder gibt was, das ist besser, als besteuern. Ist auch viel besser, als den Speicher ausleeren.“

„Nichts da! — rief Wanne. — Betteln wollen wir nicht!“.

Und Wanne ging in die Kreisstadt, um sich bei den Bolschewiki zu befragen, wie den armen Leuten zu helfen sei. Er wollte auch wissen, wie sich der Sowjet überhaupt zu verhalten habe. Als er wieder zurückkam, führte er eine ganz andere, eine freie Sprache. Der lange Jäger und noch ein paar andere merkten das gleich und machten nicht mehr mit. Sie liefen aus dem Sowjet davon.

„Laßt sie nur laufen, — lachte Wanne, — die haben ja solche Angst!“

Nun wurde beschlossen, den notleidenden Frauen Getreide aus dem Gemeindespeicher zu geben. Es dauerte auch nicht lange, da kamen die Frauen mit leeren Säcken an. Gleich danach erschienen aber Weibsleut' mit Prügeln in den Händen.

„Wir wollen doch mal sehen, ob die Bosken Brot kriegt!“ — tobten sie.

„Der Speicher ist nur für Notjahre. Wenns verteilt werden soll, muß jeder was haben. Gleiche Brüder, gleiche Kappen!“ — so ging das Geschrei und die Weiber trommelten kampflustig mit ihren Prügeln auf der Erde.

Wanne schickte einen Eilboten in die Kreisstadt und bestellte die bedürftigen Frauen mit ihren Säcken auf morgen.

Am anderen Tage kamen drei Reiter aus der Kreisstadt. Die machten mit ihren Waffen großen Eindruck, verhielten sich aber ganz friedlich. Ihre Ankunft zog alle Frauen nach dem Speicher. Nun postierten sich die Reiter vor demselben, und die Austeilung des Getreides konnte beginnen. Wanne gab der Kommission den Auftrag, bei der Verteilung nach der vom Sowjet aufgestellten Liste vorzugehen. Nun ging unter den Frauen ein wahrer Tumult los. Die Frauen der Reichen und Wohlhabenden stürzten sich wie die Furien auf die bedürftigen Frauen, die voller Freude mit ihrem Getreide abzogen.

Wie eine Wilde fiel Usas Schwiegertochter über Sepps Anna her.

„Freßwanst, eure ganze Sippschaft hat keinen Kern in den Speicher geschüttet und du willst auf einmal ganze Säcke voll herausschleppen!“

Sie griff nach dem Sack und wollte ihn der Anna entreißen. Da kam einer der Reiter heran, um die Frauen auseinander zu bringen. Das wäre ihm aber beinahe schlecht bekommen, denn die wütenden Verteidigerinnen des Eigentums wollten ihre Knüppel in Bewegung setzen. Nur der Besonnenheit und Energie von seiten Wannes und der Reiter gelang es, die Frauen auseinander zu bringen. Dann vollzog sich in aller Ruhe die weitere Verteilung des Getreides. Die wutschnaubenden Verteidigerinnen zogen ab, weil sie sich geschlagen fühlten.



VIII.

Weber konnte die Dinge nicht mehr ruhig mitansehen. „Wir müssen teilen“, meinte er und ging in der Stube auf und ab.

„Wenn wir nicht teilen, kommt der Sowjet über uns. Das Vermögen ist zu groß.“ Dann versank er wieder in Nachdenken, setzte seine Wanderung fort.

„Wenn das Vermögen verteilt ist, kann man sich besser aushelfen“, grübelte Weber. Er überlegte, welche Wirtschaft im Dorfe er für seinen Fritz kaufen sollte. Vor allem bedachte er, was den Leuten gesagt werden muß, wie man ihnen am besten die Wahrheit verschweigen könne. „Wie sind denn die Jungen heutzutage. Kaum zum Heiraten, da wollen sie auch schon teilen. Er will seinem Jungen nicht im Wege stehen. Es sind ja noch Mädchen da. Da nimmt er eben einen Schwiegersohn ins Haus.“

Und Weber rief seinen Fritz zu sich, setzte ihm alles auseinander. Dann machte er auch seiner Frau die Geschichte klar und zwar sehr eindringlich. „Dumme Kuh“, — rief er auf ihre Vorhaltungen. — Weizen kann man keinen haben, den verlangt der Sowjet. Das Geld verliert seinen Wert. Da bleibt nur eins. Eine Wirtschaft muß

gekauft werden. Die kann man jetzt für ein Spottgeld haben und dann weiß man, was man hat. Verstehst du? Es wird ja auch einmal anders werden und dann kriegt man sein Geld zurück.“

Weber schickte sich zum Fortgehen an. Er füllte seine Tabaksdose, klemmte genügend Rauchpapier in den Deckel und ging ins Dorf. Zuerst kehrte er bei Gerbers ein. Er suchte eine Gelegenheit, den Wanne für sich zu gewinnen. Der war gerade zu Hause und hantierte auf dem Hofe herum.

„Strasti, Iwan Jagoritsch.“

„Schöndank! Schöndank! Seit wann heiße ich denn Iwan Jagoritsch?“

„Na ja, du bist doch das Haupt im Dorfe.“

„Schon vorbei. Schafdavids Friedja ist Vorsitzender.“

„Was der Grüne, hat denn der auch Papiere?“

„Ei, ei Weber, deine Telegramme schaffen nicht mehr gut. Du kommst den Neuigkeiten gar nicht mehr nach. Weißt nicht mal, wer Kommissar ist. Hast keine Ahnung, daß die Soldaten keine Papiere mehr brauchen. Es ist doch Frieden. Die Bolschewiki wollen keinen Krieg und die Soldaten erst recht nicht. Wir haben gestern die Listen durchgesehen und festgestellt, daß die am Leben Gebliebenen beinahe alle hier sind. Nur die Gefallenen fehlen noch.“

„S-so. Was ich eigentlich fragen wollte... Wanne, nimmst du schon Felle zu gerben an?“

„Noch nicht. Bin mit meiner Feldarbeit noch nicht fertig. Vielleicht später.“

Weber zog los. Im Vorbeigehen kehrte er bei der Familie des Simon Link ein und erkundigte sich, ob die Frau die Wirtschaft nicht verkaufen wolle.

„Zweitausend würde ich dir geben und zwar schönes Geld. Nicht von dem Lappengeld. Ich habe immer noch

welches aus der Kasnatscheistwo, als die Pferde eingezogen wurden.“

Die Frau erwiderte nichts, sah ihn aber durchdringend an.

„Ich könnte ja dem roten Käpper seine Wirtschaft kriegen. Aber ich dachte, du hast es notwendiger. Du willst doch Sepps Anna ihr Häuschen kaufen, habe ich gehört. Wie weit seid ihr denn eigentlich damit?“

„Die will nicht verkaufen. Gestern kam der junge David an und hat den Penner-Adam unterwegs getroffen. Der wird bald hier sein. Vielleicht kommt auch mein Kaspar nach. Der David sagt, daß die Türkei noch voll Menschen sei, und Papiere darüber, daß Kaspar tot sei, habe ich noch keine.“ — Die Frau wischte sich mit dem Tuchzipfel die Tränen ab.

„Ei no, bei Gott ist kein Ding unmöglich. Die Mauerers Male will auch ihr Häuschen verkaufen. Adieu.“

Weber wußte, daß er jetzt abrechen mußte. Er wußte aber auch, daß das Geschäft so gut wie abgemacht war. Die Frau konnte sich nicht mehr länger halten, sie brauchte Geld. Ehe sie verkaufte, wollte sie aber erst ein Obdach haben.

Nun ging Weber zum Schaf David.

„Guten Tag, Alter. Ich höre, dein ältester Junge ist auch glücklich angekommen. Freut mich sehr. Es ist doch wirklich eine große Freude, wenn ein alter Vater seine Stütze behält.“

„Guten Tag“.

Weber sah sich um. Neben ihm stand ein stattlicher Bursche, eine starke, sehnige Figur.

„Schöndank. Die Jungens sind so groß, daß man sie kaum wiedererkennt.“

„Ich kenne euch auch nicht, aber ich denke mir's, daß ihr der Weber seid. Was sucht ihr denn hier?“

„Eigentlich nichts, Fedor Daviditsch. Ich wollte nur euren Vater besuchen. Wir sind doch alte Bekannte.“

Fried machte sich auf dem Hofe zu schaffen. Das Gespräch zwischen den beiden Alten wollte nicht recht vorwärtsgehen. Schaf David konnte den Pferdekauf nicht vergessen. Endlich rückte Weber mit seiner Angelegenheit heraus: — Sein Sohn wolle weggehen, da möchte er gern was Festes machen. Der Mensch ist ja sterblich und da wäre es besser, wenn ein Testament da sei. —

„Das sind veraltete Sachen, die Testamente, — meinte Fried, der um Rat gefragt wurde. — Die alten Gesetze gelten nicht mehr.“

„Wenn auch die alte Regierung nicht mehr da ist, so bleiben doch die Vaterrechte. Ich werde doch mein Vermögen geben können, wem ich will. Ich habe schon große und so gute Mädchen, die auch wissen sollen, daß sie einen Vater gehabt haben.“

Schließlich verabschiedete sich Weber, weil er keinen rechten Anklang fand.

„Was will denn der Alte ausklugieren?“ — fragte Fried.

„Unsereins hat gar kein Klapott mit Testamenter“ — entgegnete Schaf David. „Nach dem Mittagessen ist rein aufgeteilt“ — setzte er hinzu und stopfte sich dann gemächlich seine Pfeife.

* * *

Vorläufig ging im Dorfe alles seinen gewohnten Gang, die Gemüter schienen sich beruhigt zu haben. Dann aber kamen eines Tages beunruhigende Nachrichten. — Die weißen Generale ziehen aus allen Himmelsrichtungen heran, um die Sowjets zu vernichten.

Immer neue Kämpfer gegen die Weißgardisten zogen aus den Dörfern und Städten, vom Pfluge und der Maschine weg an die Front. Die Frontlinie wurde immer länger. Die Revolution forderte zu ihrer Verteidigung neue

und immer neue Massen roter Kämpfer und alle Werk-tätigen griffen nach dem Gewehr, um die Revolution zu schützen. Fried, Adam und alle Altersgenossen gingen an die Front. Wanne wurde wieder Vorsitzender des Dorfrates. Die Reichen und Wohlhabenden wurden von Tag zu Tag frecher.

„Ich gebe keinen Span“, rief der lange Jäger, als die Schule mit Brand versorgt werden sollte.

„Meine Kinder bleiben zu Hause! — sagte der dicke Schlachter. — Wenn sie in der Schule nicht Gotteswort lernen, dann brauchen wir überhaupt keine Schule.“

„Kirche und Staat sind getrennt, — erwiderte Wanne. — Da hilft alles Reden nichts!“

„Ei no. Der Siebenter am Schulhaus steht doch leer. Da kann der Schulmeister die Kinder zusammennehmen“ — erklärte Friedka.

„Nichts da! — rief Wanne. — Ihr wollt blinde Manöver machen unb alles beim alten lassen. Das schlagt euch nur aus dem Kopfe.“

„Seit wann bist du denn ein solcher Herr, daß du gegen den ganzen Sowjet gehst? — bemerkte der lange Jäger giftig. — Das Gesetze. . .“

„Gell, du weißt noch nicht, daß die Bolschewiks-Regierung bald stürzen wird. . .?“

„Redet nicht zu viel. . !“

„Mannsleut', der Wanne hat uns lange genug drang-saliert! — rief Schlachters Dicker. — Kriegt ihn und schmeißt ihn 'naus! Ueberall ist die Ordnung wieder hergestellt. Bloß der Wanne hält noch fest zu den Bolschewiken.“

„Die Sitzung ist geschlossen!“ rief Wanne und suchte hinauszukommen.

„So ein Gerber! — meinte Friedka und schlug nach Wanne. — Der meint, die Bolschewiki können ihr Lebtage das Regiment behalten.“

Unter großem Lärm leerte sich der Dorfrat.

Am anderen Tage war Philipps Adam wieder Vorsitzender des Dorfrates. Er ließ jedem seinen Willen. Um die Versorgung der Schule mit Brand bekümmerte er sich gar nicht.

Nach einigen Tagen wurde das Präsidium des Dorfrates vor Gericht geladen und wegen der Schule befragt.

„Was haben Sie als Vorsitzender in dieser Sache getan?“

„Alles mögliche. Bloß haben die Leute nichts gegeben. Und zwingen konnte ich sie nicht.“

„Was haben Sie in der Angelegenheit veranlaßt?“ — wandte sich der Richter an den langen Jäger.

„Nichts. Das ist nicht meine Sache. Darum mußte sich der Vorsitzende bekümmern.“

Schlachters Dicker gab genau solche Antworten.

„Für nachlässiges Verhalten in Gemeindeangelegenheiten hat jeder Schuldige 80 000 Rubel Strafe zu zahlen. Der Vorsitzende bekommt außerdem noch sechs Wochen Arrest“ — lautete das Urteil.

„Verfluchter Wanne!“ — keuchte Schlachters Dicker, als sie draußen waren. Alle schworen, dem Wanne das noch heimzuzahlen.

„Wart' nur, bis die Weißen kommen...“

* * *

Weber hatte seinen Fritz abgeteilt. Nur kam es zu ungeschickt heraus. Der Fritz hatte nämlich noch keine Frau und wer sollte ihn denn als Familie ansehen. Fritz hatte kein Glück bei den Mädchen, auch wollte ihn keine im Dorfe so recht passen. Nur hinter Iwans Gretchen war er her und trieb es so auffallend, daß seine Mutter zu ihm sagte:

„Fritz, die Leute reden, du tätest Iwans Gretchen nachlaufen. Laß von solchen, die nichts hinten und vorne haben. Das ist keine Frau für dich. Bei der putzt sich jeder ab.“

Fritz wollte aber nicht hören. Abends ging er erst recht in die Gasse, wo Iwans wohnten. Gretchen sah zum Fenster hinaus und machte sich über ihn lustig. Fritz versuchte es mit schönen Redesarten, kam aber nicht weit damit. Plötzlich sah er sich von einem ganzen Rudel Burschen umstellt und hörte nur noch das Lachen Gretchens. Dann aber spürte er auf seinem Rücken die derben Schlägn, welche ihm von den Burschen verabreicht wurden.

„Der Fritz hat eine neue Hose an, da muß der Schneider 'raus“ — riefen die Jungen und gebrauchten fleißig ihre Weidenstöcke.

„Willst du noch zu unseren Mädchen kommen? — und ein wahrer Knüppelregen sauste auf Fritz nieder. Endlich konnte er sein Heil in wildester Flucht suchen und hörte noch lange das Hohngeschrei der Burschen, die ihm nachschrien, „doch öfter zu kommen.“

Die Jungen reimten solange, bis sie für den Fritz ein Lied zusammengebracht hatten. Das sangen sie denn recht eifrig gerade vor seinem Hause und Fritz platzte bald vor Wut, wenn er hören mußte:

„Da geht der Fritz die Straß' unten 'naus,
das Gretchen schaut zum Fenster 'raus.
Juchhei, juchheiluli,
Webers Fritzchen, wot Pläsier.
Da kamen gleich die Jungen 'raus
und klopfen Fritz die Hosen aus.
Juchhei, juchheiluli,
Hos'ausklopfen, wot Pläsier.“

Fritzchen ging nicht mehr aus. Er wirtschaftete mit seiner Schwester und hatte so seine Sorgen. Am meisten machte ihm die alte Ziege zu schaffen, die er unlängst für einen Spottpreis gekauft hatte. Sie wurde nämlich ganz unerwartet auf einer Seite dick.

„Dreihundert Rubel werden wohl verloren sein“ — klagte Fritz der Nachbarin.

Die erklärte aber, daß die Ziege einen Drachenschuß habe und warme Kompressen haben müsse. Das war dem Fritz zu umständlich und er half sich anders.

Er machte ein hübsches Feuer und legte Teekraut darauf, so daß ein dichter Qualm aufstieg. Nun hielten Fritz und seine Schwester das Tier schön fest über den Qualm, trotzdem es sich ganz gewaltig sträubte und erbärmlich plärte.

Als Fritz den anderen Morgen in den Stall kam, sprangen ihm drei kleine Zicklein entgegen. Nun begriff Fritz, warum die Ziege so dick geworden war und fürchtete ein Riesengelächter des ganzen Dorfes. Alle Heimlichkeiten halfen aber nichts und der Fritz bekam einen schönen Beinamen. Von nun an hieß er Zickepenner.



IX.

„Nu' ist's genug!“ sagte der Schreiber und legte alle Papiere in den Schrank. Er machte nicht mehr mit. Sein Schreibergehirn konnte nicht mehr fassen, was um ihn herum vorging. So viel Vorsitzende hatte er sein ganzes Leben nicht gesehen, wie jetzt in den paar Monaten. Und jeder machte was er wollte. Der Schreiber war gewöhnt alles zu respektieren, was von den oberen Instanzen kam. Um die schien sich aber niemand zu kümmern, die Arbeit der Sowjets schien ein einziger Zank und Streit zu sein.

Philipps Adam, der jetzige Vorsitzende, hatte nichts einzuwenden, als der Schreiber abdankte. Wenn Verordnungen und Papiere kamen, legte Adam sie fein säuberlich in den Schrank, seinetwegen konnten die dort verschimmeln. War etwas zu verteilen oder zu empfangen, so wurde unter Vorsitz des dicken Schlachters sofort eine Kommission gebildet, die alles recht schön verteilte und niemanden umging. „Wir sind doch alle gleich“ — war der Wahlspruch. So ging es denn eine ganze Weile ohne Schreiber, aber dann saßen sie fest. Russische Verordnungen konnte nämlich keiner lesen und da wurde denn

Webers Fritze zu Hilfe gerufen. Er machte den Dolmetscher und bürgerte sich so in den Dorfrat ein, daß keine Frage ohne ihn entschieden wurde. Er war auch ein ganz kluger Kerl, der Fritz. Das heißt, auf seine Art. Immer wieder impfte er den andern ein, daß es bald anders würde und die Bolschewiken bald erledigt sein würden. Dann käme wieder Ordnung und Brot würde sich auch genug finden. Geschickt und fein zog er seine Fäden, der Dorfrat glaubte ihm schließlich aufs Wort.

Das Gerücht von den Weißen verbreitete sich immer mehr. — Von Süden dringen sie gegen Moskau, auch von Norden und Westen. Von Osten kommen sie in dichten Scharen, der Revolution den Garaus zu machen. Sie sind schon an den „Blauen Bergen“, die Spitze kann jeden Tag erwartet werden. Jedes Dorf gibt die Kommunisten an, die erschossen, gehenkt oder unter das Eis gesteckt werden sollen.

„Und was wollen wir machen?“ — fragte Schmiedepeter scharf.

„Hm-ja, das ist eine Frage, — meinte der Adam, — jedenfalls müßten wir uns klar sein. Ich für mein Teil will kein Böses tun, aber von der Ordnung sag' ich mich nicht los.“

„Wollen wir unsere Bolschewiks auch angeben, damit sie unters Eis kommen?“ — fragte der Schmiedepeter. Er hätte das gerne getan.

„Wir haben keine Bolschewiki und weiter nichts!“ — sagte Friedka.

„Sieh mal an, — erwiderte Schlachters Dicker, — der Wanne ist wohl kein Bolschewik? Und der Fried und der Adam?“

„Was soll denn mit der ganzen Brut im Untergäßchen werden?“ — schrie der lange Jäger.

„Der Fried ist der allerärgste!“ — mischte sich Webers Fritz ein. Er dachte an Gretchen und sein Buckel brannte ihm immer noch von den erhaltenen Schlägen.

„Auch Iwans Johann ist ein Bolschewik, — tobte der lange Jäger wieder, — der muß angegeben werden!“

„Nicht doch, der ist doch ein kranker Mann,“ — besänftigte Fritz und dachte wieder an Gretchen. Diesmal aber, weil er sie dadurch zu gewinnen hoffte.

„Alle gehören unter das Eis!“ — eiferten der Lange und der Dicke, „Alle müssen fort, damit es Ordnung gibt!“

„Wenn aber der Umsturz nicht zustande kommt?“ — machte jetzt der Schmiedepeter einen Rückzug.

Mäuschenstill wurde es, alle bekamen eine Gänsehaut.

„Brauchst den Leuten nicht bange zu machen!“ — unterbrach Schlachters Dicke die Stille. — Für die Bolschewiken ist kein Kräutchen mehr gewachsen. Aber du kannst dich in acht nehmen, sonst kommst du auch unter Eis!“

„Mannsleut', — beruhigte Friedka, — wir sind doch keine Parteien. Es ist doch nicht, als wenn der Wanne da wäre. Wir sind doch alle eins und für die Ordnung. Aber es ist heute so und morgen kann es anders sein. Wer weiß, wer zuerst hier ankommt. Die Weißen oder die Roten. Da müssen wir auf alles gefaßt sein. Ich schlage vor, auch den Schmiedepeter als Vorsitzenden zu wählen. Kommen die Weißen, ist der Adam Vorsitzender. Sinds die Roten, so ist's der Peter. So kommen wir am leichtesten aus dem Spiel.“

Damit waren denn auch alle einverstanden.

„Aber keinen verraten. Die Omsker, — weiter haben wir keine Bolschewiken im Dorfe. Die Jungen sind ja fort und den Alten wird man nichts tun.“

„Peter, man kann sich doch verlassen auf dich?“ — fragte der lange Jäger.

„Wir geben dich nicht an, aber du sollst uns auch nicht angeben. Gilt's?“

„Sie kommen, sie kommen! — schrie es auf der Straße. Der ganze Sowjet stürzte hinaus. Vom Kirchturm wurde gemeldet, daß ein großer Haufen Menschen zu sehen wäre.

„Nur keinen verraten, — lamentierte Friedka, — wir sind botmäßige Leute und gehorchen der Regierung. Man kann doch gezwungen werden.“

Alle stürzten nach Hause um nachzusehen, ob auch alles hübsch versteckt sei. Dann sammelten sich die Bürger auf dem Freiplatze. Von hier aus sah man Fuhren in den Wald und in die Schlucht ziehen.

„Ich kann nicht fort, meine schönsten Gäule sind steif!“ — jammerte Bruder Mischka

„Na, na. Ihr hattet Furcht, die werden mobilisiert und da habt ihr sie lahm gemacht!“ spotteten die Umherstehenden.

„He-he, halt! Dort fahren die Omsker. Die dürfen nicht fort. Die können uns schön was einbrocken. Wenn dann die Weißen kommen, heißt es, wir hätten ihnen fortgeholfen! — brüllte der dicke Schlachter. — Mannsleut', die dürfen nicht weg. Oder wollt ihr selber gerne unters Eis. Laßt ja keinen fort!“

Die aufgehetzte Menge drängte sich um die Wagen, um sie zurückzuhalten. Die Frauen und Kinder weinten, der alte Schaf David sah sich um. Jetzt war es ihm klar, was die Menge vorhatte. . .

„Sie kommen, sie kommen!“ — schrie es vom Turm. In der Ferne wälzte sich ein Knäuel gegen das Dorf.

Bum! Bach! krachte es. Alles rannte durcheinander.

„Die Roten kommen. Die Weißen reißen aus. Seht, die Roten kommen den Schmiedegraben lang!“ — riefen die vom Turm.

Der Dorfrat musterte seine Leute, wollte es vielmehr tun. Viel waren nicht mehr da. Auch der Schmiedepeter

war verschwunden und Philipps Adam wars, als krochen ihm Ameisen den Buckel rauf.

Eine Reiterschar brauste ins Dorf, hielt unvermittelt auf dem Freiplatze an.

„He, da ist ja auch unser Predsedatel. Fedor Daviditsch, strasti!“ — meinte der lange Jäger.

„Gu' Tag! Ei du, da ist ja auch der Iwan Jagorowitsch.“

„Iwan Jagorowitsch, na wo bist du denn hingekommen. Eieiei!“ verwunderte sich Schlachters Dicker.

„Strasti, Fedor Daviditsch! Schon lange nicht gesehen. Eure Leute wollten ausreißen, sie dachten, die Weißen kämen. Geht und bleibt, sagte ich. Wer wird euch was tun. Der ganze Sowjet steht für euch“, — versuchte sich der Dicke weiter anzubiedern.

Die Reiter würdigten ihn keiner Antwort, faßten die Gewehre nur fester.

„Junge!“ — rief der alte Schaf David, mehr konnte seine zitternde Stimme nicht herausbringen. Er kam herbeigedrängt, um seine Jungens zu sehen, mit ihnen zu reden. Soviel Angst hat er um sie ausgestanden, als sie bei Nacht und Nebel verschwanden, nichts mehr von sich hören ließen.

„Nichts für ungut, Vater. Es kam doch alles so unerwartet. Laßt's nur gut sein Vater, wir sind ja wieder da.“

Fried wandte sich an die Leute, ordnete an, daß die Gemeinde zusammenkommen solle.

„Und ihr macht, daß ihr fortkommt! — herrschte er den Dorfrat an. — Eigentlich habt ihr den Strick verdient, soll euch der Teufel holen.“ — — —

* *
* *

Wieder wurde ein neuer Dorfrat gewählt, in welchem aber keine solche Gestalten wie der Dicke, der Lange und der Fritz zu finden waren. Es waren Armbauern und Wanne gab einen richtigen Vorsitzenden ab. Jetzt

wurde den Reichen aufs Fell gerückt, wirkliche Ordnung geschaffen,

„Man meint, die Leute wären anders geworden nach dem Aufstande,“ — sagte Wanne zu Schmiedevater.

„Das sind sie auch, weil unsere Leut' gesehen haben, was der Dicke Schlachter und seine Spießgesellen anrichten wollten. Denen müssen wir jetzt tüchtig die Klauen beschneiden, damit sie nie mehr mucksen.“

Am Abend wurde eine Versammlung einberufen, um durchgreifende Maßnahmen zu treffen. Das Ergebnis war ein Beschluß, dem Weber und noch einigen seinesgleichen das Land zu enteignen und dann eine Teilung vorzunehmen.

„Die alten Grenzen müssen verwischt werden, umteilen müssen wir alles!“ — meinte Wanne.

Das Land wurde neu aufgeteilt.

„Genossen, seid doch so gut und gebt uns unser Land ungelost auf einem Platze — bat Schaf david. — Wir wollen zusammenbleiben und zusammen arbeiten. Das geht so besser.“

„Wie wollt ihr denn bauerieren? — rief ganz hinten eine Stimme. — Habt doch euer Lebtage noch nicht baueriert und seid lauter Alte und Kinder. Habt fast keine Arbeiter!“

„Wir brauchen das Schaffen nicht von dir zu lernen!“ — gab Penner-Adam zurück.

„Gebt den Leuten ihr Land frei, wie sie es gebeten haben!“ — meinten nun die andern. Damit war die Sache abgemacht.

Als im Frühjahr der Landmesser kam, wurde auch ein Agronom gerufen, damit die Genossenschaft gleich richtig organisiert würde.

„Ihr müßt ein Artel bilden oder eine Kommune!“ — belehrte der Agronom.

„Was ist denn das für'n Ding? — fragte der alte Schaf david.

„Na Genosse, — mischte sich Penner-Adam ein, — artelweise haben wir in Omsk geschafft. Aber in der Bauerei brauchen wir das doch nicht.“

„Ich meine so, — fuhr der Genosse fort, — ihr geht zusammen, um euer Land gemeinschaftlich zu bearbeiten. Ihr bildet eine Genossenschaft.“

„Ich glaube, das wird gut gehen!“ — sagte Schaf David laut und damit war die Geschichte klar. Wanne und der Schmiedepeter ließen sich auch einschreiben.

„Hast wohl zu wenig Kinder? — fragte jemand. — Weil du auch dem Sepp seine noch großziehen willst.“

„Der Sepp war unser Genosse und die Anna mit ihren Kindern bleibt bei uns!“ — erklärte Schaf David und Penner-Adam nickte dazu.

Nun ging ein frohes Schaffen los, keiner war müßig.

„Vater, setzt euch doch in den Schatten!“ — riefen die Jüngeren.

„Modder, ruht euch doch!“ — hieß es, wenn die Wes Kathrinlies etwas angreifen wollte.

„Das junge Volk läßt unsereinen nicht mal mehr arbeiten,“ — brumnten die Alten.

* * *

Ringsum herrschte die Not. Hab und Gut wurde für einen Spottpreis verschleudert und fand gierige Abnehmer. Webers Fritz war überall der erste. Er kaufte alles zusammen und konnte nicht genug bekommen.

„Das ist alles Schnapsgeld!“ — behauptete Fried.

„Er läßt Mehl zu Schnaps verkochen und verdient ein Heidengeld!“ meinte Wanne.

Dem Schnapsbrennen wurde vom Dorfrat erbitterter Krieg angesagt. Immer konnten nur die kleinen Sünder erwischt werden und das ganze Dorf stank nach wie vor nach Samogon. Das ärgerte besonders Sander mächtig und er machte sich seinen Feldzugsplan zurecht.

„Wollen mal die Stinkuskocher fangen!“ — munterte er seine Genossen aus dem Untergäßchen auf.

„Heida, heut' Abend.“

„Nein, gerade dann, wenn am wenigsten gesucht wird. Wir werden es am hellichten Tage machen.“

Vor dem Hause des Weber Fritz machte Sander halt. Hier roch es ganz verdächtig nach Schnaps. Vorsichtig pirschte sich Sander in die Tenne heran und erwischte den Fritz beim Kochen. Der wollte ausreißen, lief aber den andern Jungen in die Arme.

„Na Zickepenner! Jetzt haben wir dich aber erwischt. Nu' mal raus mit deiner ganzen Fabrik!“

Fritz mußte selbst den Apparat aufladen und dann gings unter sicherer Begleitung zum Dorfrate. Hier versuchte er zu leugnen, mußte dann aber zugeben, daß er mit Simon Link zusammen Schnaps gekocht hatte. Nun wurden beide in die Kreisstadt geschafft und damit hatte Fritz dem Dorfe für lange Zeit Valet gesagt. Im „Turme“ fand er genügend Muße, über vergangenes Glück nachzudenken und sich auszumalen, wie es gewesen wäre, wenn er das Gretchen vielleicht doch noch bekommen hätte.

ZENTRAL-VÖLKER-VERLAG

MOSKAU, Nikolskaja 10.

Neuerscheinungen:

- J. Schneider. — Entwishtes Rotwild.
Heinz Cagan. — Wider den Krieg. — Stimmen der Dichter gegen den Imperialistischen Krieg. Preis 90 Kop.
Heinz Cagan. — Deutsche Dichter im Krieg. — Sammlung deutscher revolutionärer Dichtung. Preis 1 Rub. 20 Kop.
D. Schellenberg. — Lechzendes Land. Roman. Preis 90 Kop.

Es erscheint in Kürze:

- Feder und Faust. — Almanach revolutionärer proletarischer deutscher Dichter.
Chr. Oelberg. — An der Wolga. Erzählung.
S. Pachar. — ABC. Roman aus der Sowjetgegenwart.
I. Katajew. — Das Herz.

Bibliothek „Lasst uns lesen“.

1. Newerow. — Die Weiber haben's durchgesetzt.
2. Paiwarinta. — Der Mathes vom Hungerberg.
3. Swirski. — Das Stahlherz.
4. Dmitriewa. — Die Wiese.
5. Sserafimowitsch. — Das Wunder.
6. Gremjatzki. — Stammt der Mensch vom Affen ab?
7. Jazwitzki. — Dichtung und Wahrheit vom Himmel.
8. B. Baratow. — Kollektivwirtschaft „Morgenrot“.

Bestellt die Literatur des Zentral-Völker-Verlags von den Handelsstellen in:

Moskau Pokrowsk Charkow
Nikolskaja 10. Kommunardenplatz. Maidan Teweleva 18.

Verlangt neue Preislisten und Kataloge!

ZENTRAL-VÖLKER-VERLAG

MOSKAU, Nikolskaja 10.

Kleine antireligiöse Bibliothek.

1. **Jaroslowski.** — Methoden und Aufgaben der antireligiösen Propaganda.
 2. Aufruf des II. Unionskongresses des Gottlosen-Verbandes.
 3. **Bachmann.** — Der Brutapparat (Theaterstück).
 4. **Scheinmann.** — Krieg und Religion.
 5. **Stepanow-Skwarzow.** — Wahrer und unwahrer Glaube.
 6. **Allrussischer Rat der Kämpfenden Gottlosen.** — Wie arbeitet eine Dorfzelle der Gottlosen.
 7. **Jaroslowski.** — Der streitbare Atheismus wird zur Massenbewegung.
 8. **Most.** — Die Gottespest.
 9. **Amossow.** — Der junge Gottlose.
 10. **Mitropolski.** — Chemie und Religion.
 11. **Schneider.** — Traktoren voran! (Ein Spiel von Ostern, Auswanderung, Kulaken- und Pfaffentücke.)
 12. **Stepanow-Skwarzow.** — Gedanken über die Religion.
 13. Krieg der Religion.
-
-

Ausserdem erscheinen in unserem Verlage
in zwangloser Folge Wandzeitungen des
Verbandes der Kämpfenden
Gottlosen (Deutsche Sektion)

ZENTRAL-VÖLKER-VERLAG

MOSKAU, Nikolskaja 10.

Pionierbücherei.

1. **Reitmeyer.** — Im schwarzen, faschistischen Bayernlande.
2. **Jungpioniers Rüstzeug.**
3. **Jaroslowski.** — Für eine Leninsche Erziehung.
4. **Jakowlew.** — Geschichte meines Lebens. (Erzählung.)
5. **Amossow.** Der junge Gottlose.
6. **Pionier und Kollektivwirtschaft.** Ein Instruktionsbrief.
7. **Richter.** — Spiele und Beschäftigungen im Sommer.
8. **S. Merimski.** — Der junge Sanitäter.

Theaterstücke.

1. **Andrej Irkutow.** — Drei Pfund Sterling. Aus dem Leben einer kommunistischen Kindergruppe Englands. Preis 15 Kop.
2. **Gustav Brand.** — Trotz alledem. Aus der deutschen Revolution. Preis 25 Kop.
3. **Georg Finger.** — Amerikafieber. Aus der Gegenwart. Preis 30 Kop.
4. **Jakob Friesen.** — Niefelds Lenke. Theaterstück in 3 Akten in der mennonitisch-plattdeutschen Mundart. Preis 15 Kop.
5. **Anna Ignatjewa.** — Die letzten Stunden. Drama aus dem ungarischen Arbeiter- und Bauernleben. Preis 30 Kop.
6. **W. Farenson.** — Grenzwacht. Bühnenstück. Preis 10 Kop.
7. **Delvendal.** — Die Heimkehr. Preis 10 Kop.
8. **J. Schneider.** — Traktoren voran! Preis 12 Kop.

Preis 50 Kop.

36282

Цена 50 коп.
х.



На немецком языке

Хр. ЭЛЬБЕРГ. — На Волге (Рассказ)

ЦЕНТРАЛЬНОЕ ИЗДАТЕЛЬСТВО НАРОДОВ СССР
Москва, центр, Никольская, 10.